

MITTEILUNGEN

des Vereins für die Geschichte Berlins

Gegründet 1865



Fidicin-Medaille des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865

118. Jahrgang

Heft 1

Januar 2022

WWW.DIEGESCHICHTEBERLINS.DE



Die Medaillen, Plaketten und Abzeichen des Vereins für die Geschichte Berlins

Von Klaus Priese

Zu den wichtigsten Herausgebern von Medaillen, Plaketten und Abzeichen gehören zweifelsohne die Vereine. In Berlin existierten und existieren seit dem 18. Jahrhundert eine unübersehbare Anzahl von ihnen aus allen nur denkbaren Bereichen der Gesellschaft. Manche Vereine bestanden aus tausenden von Mitgliedern, andere nur aus wenigen Personen. Dazu kommt ihre oft sehr unterschiedliche Lebensdauer, die manchmal nur wenige Wochen bestand. Die Vereine und die von ihnen repräsentierte Alltagskultur und Wirksamkeit strahlt in das gesamte Leben der Stadt Berlin und darüber hinaus. Sie gehören zur Identität Berlins.

Ein bedeutender Verein Berlins ist der Verein für die Geschichte Berlins e.V. (VfdGB). Er wurde im Jahr 1865 gegründet und hat erheblichen Anteil an den Aktivitäten für die Erforschung und Propagierung der Berliner Geschichte, führt er doch Wissenschaftler, Hobbyforscher und interessierte Laien zu einem produktiven Austausch zusammen. Die Namen seiner Mitglieder und Ehrenmitglieder werden durch Willy Brandt, Theodor Fontane und James Simon nur ansatzweise repräsentiert. Zum 150jährigen Bestehen des VfdGB im Jahr 2015 gab der Verein eine umfangreiche, von Martin Mende verfasste Chronik heraus, die Interessenten einen umfassenden Überblick über Personen, Aktivitäten und Schriftzeugnisse des Vereins auf 281 Seiten mit vielen Abbildungen bietet.¹

Dieser Beitrag wird von einem Berlin-Numismatiker für Numismatiker insgesamt geschrieben und gründet sich außerdem auf die Hoffnung, dass auch Nichtnumismatiker erkennen, dass Medaillen, Plaketten und Abzeichen generell wichtige Geschichtsquellen darstellen und in viele Arbeiten einbezogen werden sollten. Dies ist in der o. g. Chronik des VfdGB beispielhaft geschehen und soll hier nachfolgend ergänzt und in eine „numismatische Form“ gebracht werden.

Die Ausgabe von Medaillen, Plaketten und Abzeichen des VfdGB beginnt im Jahr 1872 mit der Ehrung für Ernst Fidicin (1802–1883) mit einer Medaille für seine 50jährigen Verdienste als Berliner Stadtarchivar und für die Berliner Geschichtsschreibung. Fidicin war auch einer der Initiatoren und Gründungsmitglied des VfdGB.

1. Fidicin-Ehrung, Medaille 1872

Entworfen wurde die Medaille von Emil Weigand, königl.-preußischer Münzmedailleur; geprägt wurde sie in der Königl. Preuß. Münze Berlin.

Vs.: In einem Eichen- und Lorbeerzweig, die mit Berliner Siegelwappen von 1381, 1434, 1448 und 1709, sowie dem brandenburgischen Helm, dem Kurhut und der Königskrone belegt und oben durch die Kaiserkrone verbunden sind, die Inschrift **SEINEM / FIDICIN / ZUM 9 MÄRZ / 1872**. Ganz winzig unter dem Helm E.W. für Emil Weigand. Umschrift oben: **DER VEREIN FÜR DIE GESCHICHTE BERLINS**; Umschrift unten: **GESTIFTET DEN 28 JANUAR 1865**

Rs.: mittig die nach rechts sitzende Berolina eine Urkunde betrachtend; zu ihren Füßen rechts Bücher, von denen eines die Aufschrift **FIDICIN** trägt. Links neben der Berolina ein sitzender Bär mit dem ersten Berliner Stadtsiegel von 1253. Im Hintergrund zahlreiche Berliner Gebäude, u.a. Siegestsäule, Brandenburger Tor, Rathausturm und Schlosskuppel. Die Inschrift im Abschnitt lautet: **WAS DU ERFORSCHET / HAST DU MIT ERLEBT**; ganz unten klein E. WEIGAND FEC.



Abb. 1: Nr. 1, Fidicin-Ehrung, Medaille 1872

Rand: glatt

Ausführungen:

- a) in Gold, wahrscheinlich 62,3 mm, Masse unbekannt, Auflage 1 Stück
- b) in Silber, 62,3 mm, Masse unbekannt, Auflage unbekannt
- c) in Kupfer, 62,3 mm, Masse 94,7 g, Auflage unbekannt, (Abb. 1)

Die Goldausführung wurde Fidicin eigenhändig von Kaiser Wilhelm I. überreicht. Sie kam nach seinem Tod an das Vereinsarchiv des VfdGB, wo sie sich leider nicht erhalten hat. Stücke in Silber und Kupfer wurden bis 1882 an Interessenten verkauft. Dieser Umstand hat offensichtlich bewirkt, dass keine Abschläge in Zinn hergestellt wurden.²

2. Fidicin-Medaille, Auszeichnung ohne Jahr

Diese Medaille wird in Silber seit 1882 bis heute verliehen und in Kupfer/Bronze von 1895 bis 1945. Für diese Medaille wurde die Medaille von 1872, Nr. 1, mit einer veränderten Inschrift auf der Vorderseite verwendet. Ob die Königl. Preuß. Münze und später die Preußische Staatsmünze oder eine private Prägeanstalt die Prägungen vornahm, kann nicht gesagt werden. Von 1972 an jedenfalls wurden sie von der Firma B. H. Meyers Kunstprägeanstalt in Pforzheim hergestellt.

Vs.: wie die Vorderseite von Nummer 1, aber andere Inschrift in der Mitte: **FÜR / FÖRDERUNG / DER / VEREINSZWECKE** / kleine Arabeske.

Rs.: identisch mit der Rückseite von Nummer 1. Bei späteren Silberausführungen, hergestellt nach dem 2. Weltkrieg, fehlt unten die Medailleurangabe.

Rand: glatt

Bei frühen Stücken ist sicherlich keine Feinheitspunzierung auf dem Rand angebracht worden. Bei einem Stück, verliehen 1935, wurde mit 990, bei einem Stück, verliehen 2000, wurde mit 1000 und bei einem ab 2005 hergestellten Stück wurde mit 999 punziert.³

Ausführungen:

- a) in Silber, 62,3 mm, Masse 92,6 g, (Abb. 2)
- b) in Silber, 60,3 mm, Masse 109,3 g und 107,6 g (geprägt ab 1972)
- c) in Kupfer, 62,3 mm, Masse 102,6 g, ein weiteres Exemplar 113,7 g
- d) in Bronze, 62,3 mm, Masse 102,9 g, (Abb. 3)
- e) in Zinn, 62,4 mm, Masse 93,2 g



Abb. 2: Nr. 2a. Fidicin-Medaille, Auszeichnung ohne Jahr, Silber



Abb. 3: Nr. 2d. Fidicin-Medaille, Auszeichnung ohne Jahr, Bronze

Es gehört zu den seltenen Fällen bei Vereinsauszeichnungen, dass die Empfänger dieser Auszeichnungsmedaillen auch heute namentlich bekannt sind und in der Vereinschronik veröffentlicht wurden. Danach sind von 1882 bis 1945 in Silber 58 Stück und von 1895 bis 1945 in Kupfer/Bronze 70 Stück verliehen worden. Nachdem von 1945 bis 1971 die Verleihungen der Fidicin-Medaille ausgesetzt war, setzte 1972 die Verleihung der Auszeichnung, allerdings nur noch in Silber, wieder ein. Von 1972 bis 2019 beträgt die Anzahl dieser Verleihungen 28 Stück.

Es liegt auf der Hand, dass als Hersteller nur bei den frühen Stücken die Königliche Münze Berlin infrage kommt. Bei den Medaillen ab 1972 wird die Firma B.H.Mayer aus Pforzheim in der Chronik genannt.⁴ Damit verbunden war die Verringerung des Durchmesser der Medaille um ca. 2 mm, was für die Abnahme des Stempels von einer älteren Ausführung spricht.

Die Ausführung der Medaillenstufe aus unedlem Metall in Kupfer und in Bronze wird an der unterschiedlichen Metallfarbe festgemacht. Die Kupferausführung zeigt die rötliche Kupferfarbe wie bei der Medaille 1872, unsere Nummer 1 und stellt die ältere Ausführung dar. Die jüngere

Ausführung aus Bronze zeigt die typisch gold-braune Färbung der Bronze (bei einem stempelfrischen Stück) und ist vielleicht in der Zwischenkriegszeit entstanden.

Die Zinnausführung ist sicher als Belegabschlag für den Besteller oder Medailleur oder als Gefälligkeitsabschlag für ausgewählte Sammler, für die ein Original nicht erreichbar war, zu sehen. Solche Zinnausschläge sind in der Berliner Münze in der Zeit bis zum 1. Weltkrieg nicht ungewöhnlich.

Eine im Jahr 1935 verliehene Silbermedaille zeigt folgende nachträglich punzierte Randschrift: DEM SCHATZMEISTER EDUARD BRANDT kleiner Stern 28. JANUAR 1935. Solche Zueignungspunzierungen wurden mehrfach angefertigt, aber nicht bei allen Stücken. Sie haben den Vorzug einer personalisierten Zeitquelle in Metall.

3. Mehrzweckmedaille in Anlehnung an die Fidicin-Medaille, um 1900

Diese Medaille – tragbar mit Öse und Bandring, wurde unter Verwendung des Weigandmotivs von Nummer 1 und 2 gestaltet, hergestellt von der Firma Lauer, Nürnberg und Berlin.

Vs.: wie die Vorderseite von Nummer 1 aber in der Mitte keine Inschrift. Außerdem fehlt das Medailleursignum E.W. und hinter der 28 bei Januar wurde jetzt richtigerweise ein Punkt gesetzt.

Rs.: identisch mit der Rückseite von Nummer 1, es fehlt aber die Medailleurangabe von Weigand, stattdessen jetzt an der oberen Abschnittsleiste links L. CHR. LAUER, rechts NUERNBERG.

Rand: glatt mit Punzierung SILBER 990

Ausführungen:

a) in Silber, 29 mm, Masse 10,1 g, Auflage unbekannt, Abbildung 4 und 5 (bei 5 nur die Vs.)
Diese Medaille liegt in zwei Ausführungen vor. Zum einen die oben beschriebene Variante ohne Inschrift im Mittelfeld der Vorderseite und zum anderen eine Variante die genau dort die Inschrift **24.I. / 1912** zeigt. Dieses Datum markiert den 200. Geburtstag Friedrich des Großen, zu dem der VfdGB bedeutende Aktivitäten entfaltete.⁵ Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass diese Medaille mit anderen Punzierungen im Mittelfeld existiert. Sie hat keinen Auszeichnungscharakter und dürfte käuflich zu erwerben gewesen sein.



Abb. 4: Mehrzweckmedaille in Anlehnung an die Fidicin-Medaille, um 1900, mit leerem Schriftfeld



Abb. 5: Mehrzweckmedaille in Anlehnung an die Fidicin-Medaille, um 1900, mit Datumsangabe

Das Trageband für die Medaille hat sich nicht erhalten, wird aber die Berliner Farben rot-weiß-rot gezeigt haben. In der Literatur ist die Medaille nicht publiziert.

4. Erinnerungsmedaille an das 25jährige Bestehen des VfdGB 1890

Die Medaille gibt es tragbar mit Öse und Bandring, aber auch ohne Öse. Sie ist unsigniert, nach einer Zeichnung von Professor Ad. M. Hildebrandt, hergestellt in der Firma Lauer, Nürnberg und Berlin.⁶

Vs.: Im Punktkreis ein Lorbeer- und ein Eichenzweig, darin die Inschrift **ZUR / ERINNERUNG / AN DAS / 25 JÄHRIGE / BESTEHEN / DES VEREINS F. D. / GESCHICHTE / BERLINS / 28. I. 1890**

Rs.: Im Perlrand zwei Palmenzweige, die ein mit der Mauerkrone gekröntes Berliner Wappen aus dem 19. Jahrhundert einrahmen

Rand: glatt



Abb. 6: Erinnerungsmedaille an das 25jährige Bestehen des VfdGB 1890, Messing, versilbert

Ausführungen:

a) mit Öse, Messing versilbert, 27,2 mm, Masse 7,18 g (Abb. 6)

b) ohne Öse, Kupfer versilbert, 27,2 mm, Masse 7,5 g und Kupfer, 27,2 mm, Masse 7,5 g, (Abb. 7, nur die Rs.)

Von dieser Medaille wurden 1890 fast 1000 Stück durch den VfdGB verkauft.⁷ Die Auflagenhöhe dürfte sich in dieser Größenordnung, vielleicht etwas mehr, bewegt haben. Wahrscheinlich existiert auch eine Variante mit Öse in Messing ohne Versilberung.



Abb. 7: Erinnerungsmedaille an das 25jährige Bestehen des VfdGB 1890, Kupfer, Rs.

5. Erinnerungsmedaille an den Besuch des Kaiserpaars im VfdGB 1908

Medaille von A. M. Wolff, hergestellt bei der Firma Lauer.⁸

Vs.: Brustbild des Kaiserpaars nach links, dahinter 22. I. / 1908, unten sehr klein A.M.WOLFF. Umschrift oben herum: **ERINNERUNG a. d. BESUCH d. KAISERPAARES i. VEREIN f. d. GESCHICHTE BERLINS**

Rs.: Die stehende Berolina mit der Urkunde für die Ehrung Fidicins am 15. Juni 1872 in der Hand vor dem Schloss und der Kurfürstenbrücke mit dem Reiterdenkmal des Großen Kurfürsten. Zu Füßen der Berolina die preußischen Kroninsignien. Darunter links sehr klein A.M.WOLFF und rechts L.CHR.LAUER

Rand: glatt

Ausführungen:

a) Bronze, 60 mm, Masse 74,1 g, Auflage unbekannt (Abb. 8)

Vielleicht existiert diese Medaille auch in Silber, denn dass man dem Kaiserpaar nur ein Exemplar in Bronze überreicht hat, erscheint doch recht unwahrscheinlich. Die Medaille ist auch heute für Sammler relativ leicht zu erreichen.



Abb. 8: Erinnerungsmedaille an den Besuch des Kaiserpaars im VfdGB 1908 (Nr. 5.)

6. Huldigungsmedaille des VfdGB auf das 25jährige Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelm II. 1913

Medaille von A.M.Wolff, hergestellt bei der Firma AWES Münze Berlin.⁹

Vs.: Das Brustbild Kaiser Wilhelm II. im Brustpanzer mit Feldherrnstab nach links, dahinter 15.6. / 1913, darunter sehr klein A.M.Wolff. Umschrift unten links beginnend: **ZVM 25 IÄHR · REGIERUNGSJUBILÄUM · KAISER WILHELM II · DER · VEREIN f. d. GESCHICHTE · BERLINS ·**

Rs.: Der Kaiser zu Pferd mit Kürassierhelm in Begleitung eines Offiziers ebenfalls zu Pferd vor dem Berliner Zeughaus nach rechts reitend, links davor Zuschauer; unten sehr klein AWES MÜNZE BERLIN.

Rand: glatt, bei der Silberausführung Randpunzierung 925.

Ausführungen:

- a) in Silber, 75 mm, Masse 185 g,
- b) in Bronze, 75 mm, Masse 148,3 g (Abb. 9)



Abb. 9: Huldigungsmedaille des VfdGB auf das 25jährige Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelm II. 1913

Die Auflagenhöhen für beide Ausführungen sind unbekannt, aber die Silberausführung ist recht selten. Die Massen der Bronzeausführungen schwanken teilweise beträchtlich, was bei Medaillen nicht ungewöhnlich ist.

7. Einseitige Erinnerungsplakette auf den gleichen Anlass 1913

Plakette von Alfred Lörcher.¹⁰

Zwei kniende weibliche Akte auf einer horizontalen Leiste halten ein Medaillon mit der Abbildung des Brandenburger Tores. Im Abschnitt die Inschrift **VEREIN FÜR DIE GESCHICHTE BERLINS · 1888 - 1913**.

Rand: glatt



Abb. 10: Einseitige Erinnerungsplakette 1913

Ausführungen:

- a) Bronzeguss, dunkel patiniert, 45 x 46 mm, Masse 34,78 g, (MK 1985-122a) Abb. 10
- b) Bronzeguss, hellgrün patiniert, 45 x 46 mm, Masse 30,93 g (MK 1985-122b)

Standort: Württembergisches Landesmuseum Stuttgart für beide Ausführungen.¹¹

8. Vereinsabzeichen mit einer Stecknadel, ab 1926

Abzeichen von der Firma Godet, Berlin.

Vs.: mittig das mit der Mauerkrone gekrönte Bärenwappen, emailliert schwarzer Bär auf weißem Feld; eingefasst in ein rot emailliertes rundes Schriftband mit der oben links beginnenden Aufschrift **VEREIN FÜR DIE GESCHICHTE BERLINS**

Rs.: Herstellersignum

Ausführungen:

- a) Kupfer, farbig teilemailliert, 19,1 x 18,8 mm, Masse 2,98 g, Abb. 11

Standort: Verein für die Geschichte Berlins



Abb. 11: Vereinsabzeichen, ab 1926

Zum Schluss soll noch eine Medaille vorgestellt werden, die das sehr schöne Motiv der Rückseite der Fidicin-Medaille mit der sitzenden Berolina aufnimmt und nun zur neuen Vorderseite macht. Diese Medaille wurde zur 750-Jahrfeier Berlins 1987 in Hamburg herausgebracht. Den neuen Stempel schnitt der bekannte Medailleur Victor Huster, Baden-Baden, der eine eigene Prägeanstalt betreibt.

9. Erinnerungsmedaille auf die 750-Jahrfeier Berlins 1987

Medaille von Victor Huster, Medaillen-Cabinet und Prägeanstalt Baden-Baden.



Abb. 12: Erinnerungsmedaille auf die 750-Jahrfeier Berlins 1987

Vs.: das gleiche Motiv wie bei den Rückseiten der Nummern 1, 2 und 3 mit folgenden Veränderungen: auf dem Buch fehlt der Name FIDICIN, links an der Abschnittsleiste der Medailleur V. HUSTER, rechts NACH / E. WEIGAND und im Abschnitt die Inschrift **750 JAHRE BERLIN / 1237-1987**

Rs.: mittig der Kopf von Friedrich II., darunter FRIEDRICH DER GROSSE, ringsum im Kreis fünf Köpfe: von Friedrich Wilhelm mit DER GROSSE KURFÜRST; von Leibniz mit G.W.LEIBNIZ, von Schinkel mit K.F.SCHINKEL, von Humboldt mit W.v.HUMBOLDT und von Koch mit R.KOCH.

Rand: glatt, darauffolgende Punzierungen: Hamburger Wappen, Feinheitspunze 999, Gewichtsangabe 5 OZ (= 5 Unzen)

Ausführung:

a) in Silber, 69,8 mm, Masse 155,5 g, Abb. 12

Die Auflagenhöhe ist unbekannt. Von der Medaille existieren weitere Ausführungen, die im Durchmesser kleiner sind und andere Rückseiten haben. Silber und Bronze kamen dabei zur Verwendung. Alle diese Medaillen haben eigentlich nichts mit dem VfdGB zu tun, sie nutzen nur dessen Motiv und deshalb soll es bei der einen Medaille zur Information und Illustration bleiben.

Literaturverzeichnis

Hasseltmann, W.: Berlin Marken und Zeichen, München 1987

Heidemann, Martin: Medaillenkunst in Deutschland von 1895 bis 1914, Berlin 1998

Mende, Martin: Chronik des Vereins für die Geschichte Berlins e.V. (VfdGB) Gegründet 1865, Berlin 2015

Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft XXVIII, Berlin 1890

Sommer, Klaus: Emil Weigand – Sein Medaillenwerk, Osnabrück 1989

Hinweis: Es wurden die Sammlungen des Münzkabinetts Berlin, die Sammlung des VfdGB und die Sammlung des Verfassers ausgewertet. Die eigentliche Sammlung des VfdGB ist im 2. Weltkrieg verlorengegangen. Die heute dort vorhandenen Stücke stammen aus Vermächtnissen nach dem Krieg. Die Abbildungen 7 und 11 wurden von Stücken aus der Sammlung des VfdGB angefertigt, die Abbildung 10 von einem Stück aus der Sammlung des Württembergischen Landesmuseums. Alle übrigen Fotos entstanden von Stücken aus der Sammlung des Verfassers.

Anmerkungen

- 1 Vergl. Chronik des VfdGB, deren dort enthaltene Fakten hier als Grundlage dienen. Die Chronik ist in der Bibliothek des VfdGB erhältlich.
- 2 Lit.: Sommer W 18, Chronik VfdGB S. 28/29.
- 3 Lit.: Sommer W 24, Chronik VfdGB, S. 40, 62 und 203
- 4 Chronik des VfdGB, Seite 203.
- 5 Chronik des VfdGB, Seite 85.
- 6 Lit.: Hasseltmann Nr. 555.
- 7 Schriften des VfdGB, Heft XXVIII, Seite 177.
- 8 Lit.: Heidemann Nr. 728, Chronik VfdGB Seite 80.
- 9 Lit.: Heidemann Nr. 744, Chronik VfdGB Seite 87.
- 10 Lit.: Heidemann Nr. 804.
- 11 Für die Übermittlung der Informationen und die Bereitstellung der Fotos dankt der Verfasser Dr. Matthias Ohm vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart.

Klaus Priese
Mail: h.priese@gmx.net



Gemälde „Einzug durch das Brandenburger Tor 1871“ von Wilhelm Camphausen (um 1875)

Metropolenerwachen

Vor 150 Jahren wird Berlin Hauptstadt des Deutschen Reichs

Von Klaus Strohmeier

Der Tag der ersten Reichstagswahl, der 3. März 1871, war wie geschaffen für eine Jubelfeier. In der *Vossischen* liest es sich so:

... wolkenloser Himmel, milder, nicht zu voller Mondschein, frühlingsartige Luft und vor Allem totale Windstille. Die überwiegenden Gas-Illuminationskörper kamen unter diesen günstigen Umständen zu ihrer wirklich großartigen Geltung. Die Bewohnerschaft Berlins war zu tausend und abertausend zu Fuß und zu Wagen unterwegs, um die Illumination zu betrachten.

Im Wettbewerb mit den öffentlichen Gebäuden zeigen auch Geschäfts- und Privathäuser aufwendigen Lichtschmuck. Ein Beispiel:

Zwischen flammenden Opferschalen breitet ein glühender Adler stolz seine Flügel aus. Die Borussia zeigt ihr mit der Spitze nach unten gekehrtes Schwert, die Kaiserkrone an ihrer Seite. Daneben schaut die Wacht am Rhein sich nach dem Feinde um...

Der deutsch-französische Krieg ist entschieden, als letzte Etappe der Einigungskriege, und nach Bismarcks Kaiserplan ist dem preussischen König der Kaisertitel angetragen worden. Eines aus einer nicht abreißen wollenden Reihe von Jubelfesten, die im Gefühlsgewoge der erfolgten Reichseinigung stattfinden. Doch auch mitten im Hochgefühl des Jubels sind Verluste zu beklagen.

Die Vorschrift rechts zu gehen wurde im Allgemeinen recht wohl beachtet. Gedränge, zuweilen gefährliches, entstand insonderheit auf unseren alten, der Großstadt unangemessenen Brücken wie der Königs- und der Kurfürstenbrücke. Man spricht hier von ernstest Unfällen.

Es gibt Tote. Wenn man von den Kriegsverlusten einmal absieht! Und auch davon, dass hinter dem Jubel der frisch gekürten Hauptstadt des Deutschen Reichs drei Krisen mit zerstörerischer Kraft lauern, zwei schon länger mitgeschleppte unbewältigte und eine heraufziehende. Erstens die

Wohnungsknappheit, damals muss man eher von ‚Wohnungsnot‘ sprechen: Berlin kommt nicht nach, in der rasant wachsenden Stadt ausreichend Wohnraum bereit zu stellen. Wohnungselend und Obdachlosigkeit nehmen zu. Zweitens eine Pandemie: Noch hat die Stadt der immer wieder ausbrechenden Cholera kein ausreichendes Hygienekonzept entgegenzusetzen, obwohl seit langem darum gerungen wird. Und drittens eine Finanzkrise: Sie baut sich schon im Taumel der Gründerjahre auf, wird aber erst zwei Jahre später im ‚Gründerkrach‘ sichtbar.



Berliner Börse an der Burgstraße um 1900, von Friedrich Hitzig im Stil der Neorenaissance errichtet und am 1. Oktober 1863 eröffnet, Fotograf unbekannt

Endlich Nation, real und nicht nur ideell, politisch und nicht nur kulturell. Nicht nur als Wunsch, nicht nur im Geiste! In frisch aufflammender Kaiserverehrung bejubeln die Hauptstädter mit stolz geschwellter Brust die lange herbeigesehnte Einheit. Eine grandiose Inszenierung! Doch bereiten die Berliner auch sich selbst ein Fest, sie feiern den Aufstieg ihrer Stadt zur ‚Weltstadt‘ und sich als ‚Weltstädter‘. Ihr könnt euch leicht denken, dass der Handelsstand einer Weltstadt ganz anders beschaffen ist der einer Residenzstadt von ehemals“, schreibt Robert Springer in *Berlin wird Weltstadt* und beschreibt nicht von ungefähr, wie sich das bereits 1863 bezogene neue bombastische Börsengebäude mit den beiden größten Sälen der Stadt von seinem bescheidenen Vorgängergebäude abhebt:

... mit seinen mächtigen Front, seinem Perron, seinen Flügelthüren und Spiegelscheiben, mit seinen imposanten Säulen und Balkonen, mit seinen monumentalen Gruppen und Statuen ... diesen Jobber-Palast der Actien, Disconto- und Agiolage-Aristokratie ...

Ganz im Gegensatz zu „jenem bescheidenen Tempel des Merkur ... neben der Domkirche, wo das Bank- und Wechselwesen ... noch im Stand der Unschuld lebte.“ Hauptstädter waren die Berliner schon vorher gewesen, mit matterem Machtglanz, jetzt aber ist Berlin enorm an Bedeutung gewachsen und steht an der Spitze des mit Waffengewalt zusammen geschmiedeten Deutschen

Reichs, schließt auf zu den europäischen Metropolen Paris und London! Selbst wenn sich der preußische König noch ein wenig geziert hat, die Kaiserwürde anzunehmen, alles ist von langer Hand geplant, Schritt für Schritt, Schlacht für Schlacht. Die bejubelte Abreise König Wilhelms I. zur Armee am 31. Juli 1870, wie sie Adolph Menzel auf seinem bekannten Ölgemälde festgehalten hat, die *Linden* im Fahnenmeer mit ‚Jubelbürgern‘ in den Baumkronen, die zeremonielle Proklamation des Kaiserreichs in Versailles, der Friedensschluss, die Rückkehr der siegreichen Truppen, jede Etappe ein Grund zum Feiern. Für Kriege wird immer schon Opferbereitschaft eingefordert. *Gold gab ich für Eisen*, war eine wesentliche Kampfbedingung. *Mit Gott für König und Vaterland* steht fatalistisch seit 1813 auf dem die Uniformen zierenden Landwehrkreuz und als metallgestanztes Goldadleremblem auf Tschako und Pickelhelm sowie auf dem Koppelschloss. Allein 44 000 gefallene Soldaten und 89 000 Verwundete auf deutscher Seite hat dieser letzte Krieg gekostet. Entschädigung gibt es vorwiegend ideell, im Triumph, im Jubel – ein Sieg vorausgesetzt.



Husaren Reserveoffiziere Kreuz 14K vergoldet – Mit Gott für König und Vaterland

Correspondenz-Karte: Frankental – Berlin, 2. August 1870



- Zur gefälligen Beachtung beim Gebrauch der Correspondenz-Karte.
- 1) Formulare, welche mit der Freimarkte bereits besetzt sind, können bei allen Postaufgabestellen, Briefträgern und Landbriefträgern bezogen werden; für das Formular selbst wird nichts berechnet.
 - 2) Der obige Vermerk für die Adresse ist deutlich und vollständig auszufüllen.
 - 3) Die Rückseite des Formulars kann in ihrer ganzen Ausdehnung zu brieflichen Mittheilungen jeder Art benutzt werden, welche, sowie die Adresse, mit Tinte, Bleistift oder farbigem Stifte geschrieben sein können.
 - 4) Die Entnahme von Vorkaufschuß ist bei Correspondenz-Karten nicht zulässig; dagegen ist das Befahren der Recommendanten, sowie der Expeditionsstellen gestattet.
 - 5) Die Correspondenz-Karte kann zu schriftlichen Mittheilungen sowohl innerhalb des Norddeutschen Postgebiets, als auch für den Verkehr nach den Süddeutschen Staaten, nach Oesterreich und Luxemburg benutzt werden.
 - 6) Der Absender ist nicht verpflichtet, sich namhaft zu machen.

Feindbildpflege und Eigenbild-Propaganda werden gern in der Symbolik der technischen Innovation ausgedrückt. Eisenbahn und Telegraphie erhöhen die Geschwindigkeit des Krieges, beschleunigen auch die Nachrichten vom Krieg, sollen die Selbstgewissheit stärken. Auch die gerade eingeführte ‚Correspondenz-Karte‘ kündigt davon, als Feldpostkarte: „Grüße von der Front!“ – als sei der Krieg ein Ferienaufenthalt. Selbst die Daguerreotypie hilft bereits mit im Wechselspiel um gegenseitige Demoralisierung und Selbstbeweihräucherung, Erinnerungsfotos in Uniform vor den Zerstörungen im besetzten Paris. Berlin feiert in patriotischem Gefühlsüberschwang den Sieg mit Pomp und Parademarsch. Dafür werden Velarien auf den *Linden* entrollt, prachtvoll bemalte Leinwände, die mit mythologischer Überhöhung einen Himmel aus Bildern des Ruhmes für die Jubelmenge ausbreiten. Mentalitäts-Paravents, als Anleihe aus dem römischen Imperium, die die Vaterlandsbegeisterung illustrieren und das sprunghaft gewachsene deutsche Selbstbewusstsein spiegeln. Zeittypisch die Bildtitel: „Herausforderung zum Kampf“, „Waffenbrüderschaft zwischen Nord- und Süddeutschland“, „Kampf und Sieg“, „Schaffung des Deutschen Kaiserreiches“, „Wiederkehr des Friedens“. Dass Anton von Werner, der ‚Kaisermaler‘, unter den ausführenden Künstlern ist, versteht sich. Adolf Menzels unheroische Soldaten- bzw. Gefallenen-Bilder hätten eher abschreckend gewirkt und die allgemeine Jubelbereitschaft untergraben.



Anton von Werner, Deutschlands Kampf und Einigung in den Jahren 1870 und 1871, Karton zum Siegesdenkmalfries in sechs Teilen, Ident. Nr. A III 783, Nationalgalerie Berlin SMB

Eine weitere Triumph-Kulisse wird auf dem Potsdamer Platz aufgetürmt, inmitten der sich damals hier schon regelmäßig aufstauenden Fahrzeuge, ein trivialer Kanonenberg, aus dem auf einer Säule sich die Siegesgöttin erhebt. Davor postieren ein Vierundzwanzigpfünder und acht Sechzehnpfünder, die schweren Kaliber. Noch löst sich der Frieden kaum vom Krieg! Zu beiden Seiten eines aufgeschichteten Waffenstapels stehen zwei allegorische Figuren in antiken Gewändern, die hinzugewonnenen Städte Straßburg und Metz darstellend, 27 Fuß hoch. Schier

unstillbar das Triumphbedürfnis. Kein Gedanke daran, wie sehr sich gleichzeitig die Demütigung in die Seele der Unterlegenen fressen muss. Einmal ganz abgesehen vom Geld, von der gigantischen Höhe der Kriegsschädigung, über die in der *Neuen Preußischen Zeitung* folgende Betrachtung angestellt wird:

Die Summe von fünf Milliarden Franken ... übersteigt die Zahlen, mit denen man im gewöhnlichen Leben umzugehen pflegt, so sehr, dass es schwer ist, sich von der Größe der Summe einen Begriff zu machen. Durch einige Exempel kann man dieselbe etwa veranschaulichen. Das Gewicht der Summe von fünf Milliarden in goldenen Zwanzigfrancstücken beträgt 32,258 Centner; auf Eisenbahnen zu 100 Centner Ladung würde sie zu ihrer Fortschaffung einen Zug von 322 Wagen erfordern. Dieselbe Summe in silbernen Fünffrancstücken wiegt 500,000 Centner. Ein geübter Cassirer kann in einer Stunde 40,000 Francstücken aufzählen; angenommen ein solcher finge diese Arbeit im Alter von 25 Jahren an und zählte täglich acht Stunden während dreihundert Werktagen im Jahre, so würde er erst nach seinem 77. Lebensjahr damit fertig sein. In Stücken von je einem Franc, flach nebeneinander gelegt, würde die Summe eine Länge von 115,000 Kilometer, fast ein Drittel Theil der Entfernung zwischen Erde und Mond einnehmen. In goldenen 20 Francstücken würde diese Distanz genau 700 Meilen (Neumeilen = 7500 Meter) betragen. Endlich vergegenwärtige man sich, dass seit Christi Geburt noch nicht 1 Milliarde Minuten verflossen sind; hätte man in jeder Minute, Tag und Nacht, ein 5 Francstück beiseite gelegt, so wäre seit Beginn unserer Zeitrechnung, obige Summe noch nicht erreicht.

Eingelagert werden die Kontributionszahlungen Frankreichs als ‚Reichskriegsschatz‘ in die Zitadelle Spandau. Das französische Angebot, für die Rückgabe von Metz eine weitere Milliarde zu zahlen, wird jedoch abgelehnt. Noch werden kaum Ideen an eine gemeinsame europäische Zukunft verschwendet.

Krönung aller hervor getriebenen Triumphblüten wird dann die am 2. September 1873 zum dritten Jahrestag der entscheidenden Schlacht bei Sedan eingeweihte Siegessäule, als längst die schwarzen Wolken des Gründerkrachs heraufgezogen sind. Beauftragt wurde sie vom preußischen König nach dem deutsch-dänischen Krieg 1864. Damit man den Anlass ihrer Entstehung in der Sonne blitzen sieht, werden die erbeuteten Kanonen vergoldet in die Kanneluren der Säule eingelassen.

Bekrönt wird sie von einer acht Meter große und fünfunddreißig Tonnen schweren geflügelten Viktoria, in der einen Hand hält sie einen Lorbeerkranz, in der anderen als Feldzeichen das eiserner Kreuz und auf dem Kopf trägt sie einen Adlerhelm. Der Helm macht sie gleichzeitig zur Borussia, zur Personifikation Preußens. Zehn Jahre später wird noch ein ‚Sedan-Panorama‘ von privaten Investoren eröffnet, um die triumphalen Erinnerungen wach zu halten, mit Schlachtengemälden in einem siebzehneckigen Rundbau von neununddreißig Metern Höhe.

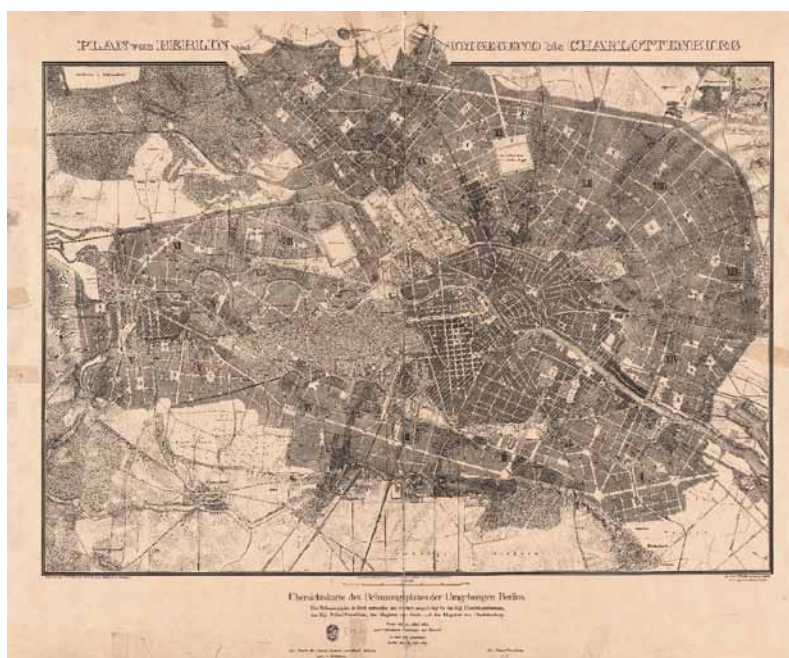
826 000 Einwohner zählt die emporschießende größte deutsche Industriestadt 1871. Doch dem Zuzug aus dem Umland und aus den Nachbarländern ist selbst das sprichwörtliche „Tempo der Gründerzeit“ nicht gewachsen, das der Maler Friedrich Kaiser 1875 auf einem Ölgemälde festhält. Es zeigt die Dynamik der Bautätigkeit in einer Momentaufnahme: Eine nicht abreißende Reihe von Gespannen fährt auf, peitschengetrieben die Zugpferde, die den Aushub abtransportieren und die Baumaterialien herbeischaffen. Trotzdem entstehen Behelfssiedlungen wie ‚Barackia‘ vor dem



Sedan-Panorama, Postkarte des Restaurants A. Bielecki, Bahnhof Alexanderplatz

Kottbusser Tor und auf dem Tempelhofer Feld, mit Bretterverschlägen. Die Stadtentwicklung kann nicht mit dem Zustrom der Arbeitskräfte Schritt halten, obwohl für den Rohbau eines in Berliner Bauweise hochgezogenen Mietshauses, eines Vorderhauses von fünf Etagen mit zwei Seitenflügeln und einem Quergebäude, nur zehn bis zwölf Wochen benötigt werden!

Das permanent über seine Peripherie hinauswachsende Berlin muss noch zusammenwachsen. Bereits 1877 wird Berlin Millionenstadt werden. Schon 1862 ist unter James Hobrecht der „Bebauungsplan der Umgebungen Berlins“ ausgearbeitet worden, der die Wachstumslinien vorgibt. Mit Plan werden aus Landstraßen Verbindungsachsen, aus Kreuzungen und Dorf-Auen Schmuckplätze, aus Wiesen und Brachland Baufelder. Hinein gestaffelt werden Hinterhöfe, mit vielversprechenden ‚Gartenhäusern‘, so dicht es eine völlig unzulängliche Bauordnung den Bauherreninteressen gestattet. Sein Konzept will das ‚Durcheinanderwohnen‘ fördern, um englische Arbeiterviertel und Segregation zu vermeiden. Doch die dichte Bebauung, die zu den sprichwörtlich gewordenen Elendsquartieren Zilles führt, kann Hobrechts Plan nicht verhindern, dies kollidiert mit den Bauherreninteressen und der Hypothekenpolitik der Banken.



Übersichtskarte des Bebauungsplans der Umgebungen Berlins (genehmigt am 18. Juli 1862), Ferdinand Boehm (topografische Aufnahme, Kartografie), gestochen von W. Bembé, Zentral- und Landesbibliothek Berlin

Zugleich ist die Hauptstadt bemüht, sich eine repräsentative Fassade zuzulegen. Das Berliner Rathaus wird 1871 gerade rechtzeitig nach zehnjähriger Bauzeit eingeweiht. Dass es viel mehr gekostet hat als vorgesehen, auch damals schon ein fast üblicher Skandal. Für das stattliche Gebäude wird ein ganzes Altstadtquartier abgeräumt. Viele der immer wieder umgebauten und umgenutzten Amtsgebäude werden wie die Börse funktions- und bedeutungsgerecht mit Fassadengroßzügigkeit ersetzt. Denn in der ausgebrochenen ‚Gründerzeit‘ sprießen die Aktiengesellschaften wie Pilze aus dem Boden. oft windig und unsolid, in Hast oder sogar in betrügerischer Absicht aus der Taufe gehoben. Benötigt wird auch ein neues Gebäude für den provisorisch in der Leipziger Straße unterge-

brachten Reichstag. Das hintersinnige Angebot, auf dem Grundstück des Kanzleramts den Reichstag anzusiedeln, sozusagen im Blickfeld des Kanzlers, wird jedoch selbstbewusst zurückgewiesen. Nur unter Schwierigkeiten findet sich ein passendes Grundstück, weit genug entfernt vom Berliner Schloss.

Aber nicht nur Staatsgebäude sollen die Weltstadt schmücken, auch als Konsum- und Kulturmetropole wird Berlin architektonisch aufgewertet. 1873 wird zwischen Friedrichstraße und Unter den Linden eine vom *Aktienbauverein Passage* errichtete Galerie eröffnet, nach dem Vorbild der großen Passagen in Paris. Eingeweiht nicht zufällig am Geburtstag des Kaisers, der sie mit seinem Gefolge durchreitet, woraufhin sie sich *Kaisergalerie* nennen darf.

Die Dampfmaschine, die fortlaufend auf Rädern und Schienen als Eisenbahn den Kontinent mit immer neuen Linien und Aktiengesellschaften erschließt, ist zu schwer, um auch für den innerstädtischen Individualverkehr zu taugen. Der Fabrikant Wöhlert, dessen ‚Maschinenbauanstalt‘ ihren Sitz neben Borsig, Egells und der königlich Preußischen Eisengießerei an der

Chausseestraße hat, versucht sich an solch einem Dampfwagen und scheitert. Noch helfen neben Pferderücken, neben Fuhrwerken, Kutschen, Pferdebahnen, allein das hölzerne Laufrad und das Hochrad die innerstädtischen Laufwege der Fußgänger zu verkürzen. Doch diese ungefederten Fahrzeuge sind verschrien als Knochenschüttler und nur vereinzelt zu sehen, weit davon entfernt, ein Massenverkehrsmittel zu sein. Sie werden eher als Marotte wohlhabender Männer belächelt oder als Zirkusnummer bestaunt, soweit das die Straßendecke schon hergibt, denn die ersten Asphaltstraßen entstehen gerade erst. Aber an verbesserten Zweirädern mit Kettenübertragung und Luftpolsterung wird schon getüftelt. Noch ist der Verbrennungsmotor nicht automobil geworden. Auch die Stadtbahn, die die Endbahnhöfe der Einzellinien in einem Ring zusammenschließt, ist noch im Bau. Notwendige Modernisierungsprojekte sind u. a. ein neues Polizeipräsidium und ein neues Leichenschauhaus. Denn der ‚Molkenmarkt‘, das aus vielen Gebäuden nach und nach gewachsene Polizeipräsidiums-Quartier um die alte Hausvogtei und das Schwerinsche Palais herum ist der auch zu einer ‚Hauptstadt des Verbrechens‘ werdenden Stadt nicht mehr gewachsen. Er ist ebenso baufällig wie berüchtigt. Doch erst in den achtziger Jahren wird dem Polizeipräsidium am Alexanderplatz eine mächtige Trutzburg errichtet und zieht die an akutem Platzmangel leidende Gerichtsmedizin in ein neues Institutsgebäude mit einem modernen Leichenschauhaus um.

Die wichtigste Neuerung aber ist die (wegen enormer Kosten und widerstreitender Konzepte) lange aufgeschobene systematische Kanalisation und Entwässerung nach englischem Vorbild, mit deren Bau 1873 begonnen wird, um der immer wiederkehrenden Cholera endlich Herr zu werden und die katastrophale Stadthygiene zu verbessern. Nachdem der Hofarzt Ludwig Formey bereits 1796 festgestellt hat, dass die Krankheit nicht durch Dünste und Dämpfe, durch ‚Miasma‘, übertragen wird, sondern durch unsauberes Wasser. Mit einer Streitschrift rüttelt James Hobrecht



Das Innere der Kaisergalerie, 1881, Foto: Hermann Rückwardt, aus: Landesdenkmalamt Berlin (Hrsg.), Denkmale in Berlin, Bezirk Mitte, Ortsteil Mitte, Petersberg 2003, S. 96

die Obrigkeit auf und fordert 1868 ein *Central-Amt für öffentliche Gesundheitspflege* einzurichten. In Rudolf Virchow hat er einen einflussreichen Vorkämpfer und in seinem Bruder Arthur Hobrecht, Berliner Oberbürgermeister von 1872 bis 1878, einen wichtigen Mitstreiter. Als Vermessungsingenieur und Stadtplaner hat er nach Inspektionsreisen durch England einen Kanalisations- und Entwässerungsplan entwickelt, der auch für andere Städte richtungweisend wird. Das anfangs in fünf Radialsystemen gesammelte Abwasser wird nicht mehr in Flüsse eingeleitet, sondern mit Maschinenkraft an den Rand der Stadt gepumpt, wo es auf landwirtschaftlich nutzbaren ‚Rieselfeldern‘ versickert.

Die dritte Krise neben Wohnungsnot und Cholera-Epidemie ist eher hausgemacht, obwohl sie im Verlauf des Jahres 1873 aus Wien herüberschwappt. Eine gewaltige Spekulationsblase hat sich mit dem billigen Geld der Reparationsmillionen aufgebaut. Otto Glagau beschreibt in der *Gartenlaube* die Ursachen des ‚Gründerkrachs‘ mit beißendem Spott:

Im einsamen Thale entdeckt der „Erfinder“ einen verlassenen Schornstein, und aus dieser Ruine macht er flugs eine – Maschinenfabrik. Auf dem Berge sieht er eine Windmühle, ein altersschwaches Gehäuse mit lahmen Flügeln – und sofort ist ein Mühlen-Etablissement auf Actien fertig.

Manche Unternehmer erweisen sich als Hasardeure. Auch der berühmt-berüchtigte Eisenbahnkönig Bethel Henry Strousberg wird von dem Börsen-Tornado ergriffen; er stirbt nach Verlust seines immensen Vermögens im Armenhaus. Sein Palais in der Wilhelmstraße wird das Botschaftsgebäude Groß Britanniens. Einhundertzwanzig Banken werden in ihrer bedenkenlosen Finanzierungspolitik mitgerissen. Viele der rauchenden Schornsteine auf den Firmenbriefköpfen erweisen sich so nach kürzester Zeit als leere Versprechen. Die in der Märznacht 1871 *fast tageshell* von *Riesen-Gas-Körpern* bestrahlte Börse wird im Mai 1873 polizeilich geschlossen und versinkt in Finsternis.

Klaus Strohmeier
Mail: klausstrohmeier@web.de

Literatur

Jochen Boberg, Tilman Fichter, Eckhart Gillen, (Hg.), *Exerzierfeld der Moderne. Industriekultur in Berlin* im 19. Jh., München 1984; Jens Dobler (Hg.), *Das Polizeipräsidium am Molkenmarkt*, Berlin 2019; Ronald D. Gerste: Die Geister des Dr. Snow, in: *DIE ZEIT* Nr. 47/2020, 12. November 2020; Otto Glagau: Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin, in: *Die Gartenlaube*, 1875/20; James Hobrecht: Über öffentliche Gesundheitspflege und die Bildung eines Central-Amtes für öffentliche Gesundheitspflege im Staate, Stettin 1868; Claude Keisch, Marie Ursula Rieman-Reyher (Hg): Adolph Menzel 1815–1905. Das Labyrinth der Wirklichkeit, Katalog zur Ausstellung, 1997; E. H. Müller: Die Cholera-Epidemie zu Berlin im Jahre 1873. Amtlicher Bericht. Berlin 1874; Robert Springer: Berlin wird Weltstadt. Heitere und ernste Weltbilder, Berlin 1868; Klaus Strohmeier: James Hobrecht und die Modernisierung der Stadt, Potsdam 2000; *Neue Preußische Zeitung*, zit. nach *Vossische Zeitung* vom 2.3.1871.

Professor Dr. Wolfgang Ribbe in tiefster Dankbarkeit gewidmet:

Noch nie oder immer wieder: Seuchen einst und jetzt

Von Ragnhild Münch

„So etwas gab es noch nie ...“ – dieser Satz zur Coronavirus-Pandemie war seit März 2020 sehr oft zu hören. Stimmt: Seit 50, eher 100 Jahren, hat niemand erlebt, wie sehr Infektionskrankheiten (oder die gegen sie ergriffenen Maßnahmen) den Alltag verändern können. Früher kannte nie-

mand Covid-19, aber Pocken, Lepra und Pest kannte die Menschheit seit Jahrtausenden, Cholera seit fast 200 Jahren, Grippe seit über 100 Jahren. Ganz „neu“ war seit den 1980er Jahren AIDS und zu Beginn dieses Jahrtausends SARS (2002/03), jetzt kennt jeder Corona. Ein Blick in die Vergangenheit zeigt, was es schon immer gab und was sich wiederholt.

Die Pocken waren eigentlich immer da, als ‚Bedrohung‘ wurden sie nicht wahrgenommen. Eine Pharaon-Mumie mit Pockennarben ist ebenso bekannt wie andere ‚Pockennarbige‘, etwa Beethoven. Die Narben blieben ein Leben lang. Im Lauf der Jahrhunderte war es ‚nur noch‘ eine Kinderkrankheit, an der in ‚Pockenjahren‘ bis zu 95% der Säuglinge starben. Es gab keinen Grund



Portrait einer Cholera-Präservativ-Frau, 1830/1837, Verfasser: Moritz Gottlieb Saphir (1795–1858), Drucker: Peter Carl Geißler, Nürnberg, 1830/1837, Kupferstich, koloriert, 28,3 x 22,4 cm, © Deutsches Historisches Museum, Berlin, Inv.-Nr.: Do 65/1176

zu fragen, ob die Krankheit vermeidbar sei. Ihren Namen erhielten sie nach ihren Symptomen – die Bläschen der Blattern (Pocken) verschorften und ‚blättern‘ ab, wenn die Pusteln verheilten. Ähnlich ist es bei Lepra (lepris, Schuppe). Die ‚Aussätzigen‘ waren diejenigen, die wegen der Krankheit außerhalb der Städte wohnten, ‚außen Sitzende‘. **Cholera** (cholé, Galle) ist der ‚Gallenfluss‘, auch ‚Breachruhr‘ genannt. Malaria ist schlechte Luft. Auch Röteln oder ‚Erkältung‘ benennen Symptome.

Pest (pestis) heißt eigentlich nur ‚Seuche, Epidemie‘. Manch Seuchenjahr war kein Pestjahr. Die Pest überraschte 1347 die Menschen in Italien ebenso unvermittelt wie Anfang 2020 das Covid19-Virus. Von dort verbreitete sich der ‚schwarze Tod‘ (wg. Hautverfärbung) oder die ‚Beulenpest‘ (geschwollene Lymphdrüsen) mit unglaublicher Geschwindigkeit durch ganz Europa. Um 1340 war die tödliche Seuche in Asien ausgebrochen, vermutlich in China. Mongolische Reisende brachten sie auf der Seidenstraße bis ans Schwarze Meer, von dort kam sie mit italienischen Seeleuten bzw. den Ratten und deren Flöhen auf den Schiffen nach Europa. Rund 20 Millionen Menschen fielen ihr bis etwa 1362 zum Opfer. Mit mal nur kurzen, mal langen Pausen gab es bis ins 18. Jahrhundert immer wieder *Hotspots*.

Knapp 500 Jahre später kam erstmals die Cholera nach Europa. Vor fast 200 Jahren war diese Seuche neu und beängstigend und forderte viele Opfer. Die Erkrankten hatten starke Durchfälle, die meisten starben an massiven Flüssigkeitsverlusten. Angst breitete sich aus – und mit ihr zahllose Anordnungen und Empfehlungen, wie man sich zu verhalten habe, um die unheimliche neue Krankheit abzuwenden. Berlin erreichte sie erstmals 1831/2, es folgten Ausbrüche in den 40er, 50er und 60er Jahren des 19. Jahrhunderts. Vom letzten Ausbruch 1892 blieb Berlin verschont, vor allem, weil die Wasserversorgung und die Kanalisation bereits gut ausgebaut waren. „*Ich vergesse, dass ich in Europa bin.*“ Dieses vernichtende Urteil soll 1892 in Hamburg Robert Koch gefällt haben, der den Zusammenhang mit der Wasserqualität nachgewiesen hatte. 16 596 Menschen erkrankten, 8 605 starben.

Die weltweite Grippepandemie am Ende des Ersten Weltkrieges tötete vor 100 Jahren etwa 50 Millionen Menschen. Sie war – nachdem viele Infektionen bereits erklärt und manche sogar verhindert werden konnten – der Prototyp einer Pandemie in der industrialisierten Welt. Die Frage nach dem Ursprung und dem Wesen einer Seuche wurde in früheren Jahrhunderten anders gestellt. Eine Strafe Gottes, das war im christlichen Abendland die einfachste Erklärung. Manche Prinzipien, Phänomene und Reaktionen beim Auftreten und bei der Bekämpfung von Seuchen erscheinen



hingegen zeitlos. Zeitlose ‚Muster‘ gibt es für die, die regulieren und isolieren, also die ‚Obrigkeiten‘, jene, die hoffentlich erklären und helfen können.

Robert Koch im
Laboratorium, Berlin,
1891, Stahlstich
von Kurt Stoeving
© Stadtmuseum Berlin,
Reproduktion: Michael
Setzpfandt

Die „Obrigkeiten“

Nachrichten über einen Seuchenausbruch verbreiteten sich schon immer schnell, auch ohne Smartphone und Internet. Für die Obrigkeiten ging und geht es darum, ihr Volk so sachlich korrekt wie möglich zu informieren und möglichst zu schützen. Regularien und Isolation gehören zusammen. Abstand halten war schon immer hilfreich. Quarantäne zuhause oder die Aufnahme in eine Infektionsstation sind heute die naheliegenden Maßnahmen. Oder auch: Eine App, die Bewegungsprofile erstellt und informiert, wenn es Kontakt zu Erkrankten gab.

In Seuchenzeiten beschränkten sich Information und Regularien der Obrigkeiten seit der Antike auf öffentlich verkündete Warnungen und Zeichen. Die ‚Antoninische Pest‘ der Jahre 165 bis 180/90 n. Chr. war wahrscheinlich eine Pocken- oder Masernepidemie, denn der römische Arzt Galen von Pergamon (~129–216) beschrieb die Symptome mit Fieber und Bläschen. Der Kaiser richtete an den Ausläufern der Alpen einen *Checkpoint* ein, um Reisende aufzuhalten. Die Isolation zielte auf Schutz vor Ansteckung. Vom Italienischen *quarantina di giorni* für „40 Tage“ stammt die bis heute verwendete Bezeichnung Quarantäne.

Sehr klar geregelt waren Vorschriften zur Isolation bei der Lepra: Wer als ‚aussätzig‘ erkannt war, wurde lebendig begraben – bis zu den Knien. Dann erhielt er eine Segnung des Pfarrers, ein Lazaruskleid, ein Trinkgefäß, einen Brotsack und vor allem eine Klapper, die zu betätigen war, wenn sich Gesunde näherten oder der Kranke um Essen bettelte. Die Nutzung der Lepraklapper wurde als Objekt der Warnung und sozialen Distanzierung überwacht: Wer ohne angetroffen wurde, wurde bestraft. Den Kranken war verboten, irgendetwas zu berühren, das auch Gesunde berührten. Ende des 16. Jahrhunderts verschwand die Lepra weitgehend – einzelne Ausbrüche blieben seither lokal begrenzt. Kranke lebten in Leprahäusern außerhalb der Städte, meist St. Georg oder St. Lazarus-Spital genannt. Infektionsstationen waren es nicht, auch keine Krankenhäuser. Die Häuser für Lepra- oder Pestkranke dienten der Absonderung Kranker von Gesunden, nicht aber der Behandlung oder gar Heilung. Mit der Pest dachten Ärzte erstmals an Ansteckung, die – wie auch immer – von Mensch zu Mensch weitergegeben wurden, Folgen hatte das nicht.

Zuletzt 1708 verdichteten sich in Berlin die Hinweise, dass wieder einmal die Pest durch die Lande zog. Ein Pestreglement wurde erlassen, das die Schließung von Gast- und Zunfthäusern vorsah. Zudem verriegelte Berlin die Stadttore. Draußen vor dem Spandauer Tor wurde an der Panke ein ‚Pesthaus‘, errichtet. Dort sollten Reisende, vor allem Händler, unter Beobachtung gestellt werden. Das Haus stand dann leer, weil die Pest nicht kam. 1726 beschloss Friedrich Wilhelm I., das Haus Kranken zu öffnen und gab den Namen: „*Es soll das Haus die Charité heißen.*“ An Seuchen Erkrankte wurden nicht aufgenommen, aber es entstand eine Art allgemeines Krankenhaus.

Nicht immer gab es spezielle Spitäler. Meist hingen in Seuchenzeiten spezielle Fahnen oder Tafeln an den Haustüren von Erkrankten. Isolation wurde von den Obrigkeiten überwacht. Wurde auf einem Schiff eine gelbe Flagge gehisst, signalisierte diese einen Seuchenausbruch, niemand durfte von oder an Bord. Strenge Kontrollen an den Landesgrenzen gehörten zum ‚Pest-Mandat‘. Entsprechende Verordnungen finden sich vom 14. bis ins 19. Jahrhundert. Handelswaren und Schriftstücke waren zu räuchern, Textilien zu waschen. Zusätzlich zum Räuchern konnten Papiere auch durch Essig gezogen und anschließend getrocknet werden. Zur Kenntlichmachung der Kontrollkette wurden die Dokumente mit speziellen Stempeln und Zangen markiert.

Bei der ‚asiatischen‘ Cholera ging das Sterben sehr schnell. Notverordnungen und Ausgangssperren wurden durch die Polizei überwacht. 1832 gab es entlang der Oder eine Maßnahme wie zu Pestzeiten – und im Frühjahr 2020 bei Corona: Ein *Cordon Sanitaire*, 2020 begleitet von angeordnetem Fiebertessen und Unbedenklichkeitsnachweisen, 1832 mit Ausräuchern und Desinfizieren aller Kleidungsstücke und Habseligkeiten. Was die preußischen Obrigkeiten 1832 nicht wussten: Die

Cholera kam mit den Schiffen – und die durften fahren. Eine effektive Bekämpfung war lange wegen der engen, unhygienischen Wohnbedingungen kaum möglich. Bei der letzten Epidemie 1892 in Hamburg verteilte die Medizinalbehörde Zettel mit Verhaltensregeln, auf Empfehlung von Robert Koch wurden die Schulen geschlossen, Handel und Verkehr kamen zum Erliegen.

Am Ende des Ersten Weltkriegs wurden die Informationen über die Grippe, die wohl mit den amerikanischen Truppen nach Europa gekommen war – wie auch die Poliomyelitis am Ende des Zweiten Weltkrieges – auf deutscher Seite bewusst minimiert. In Spanien dagegen spielte kriegsbedingte Zensur keine nennenswerte Rolle – so gaben die Meldungen aus Spanien der Pandemie in Deutschland ihren Namen. Wirksame Mittel zur Behandlung von Lepra, Pest, Cholera und noch der Grippe gab es keine.

Die Medizin: Erklären und Forschen

Heute erklären wir uns Ausbrüche von Infektionskrankheiten mit Viren und Bakterien. Doch dieses Wissen hat sich erst in den letzten 150 Jahren langsam entwickelt. Früher herrschte die Überzeugung, dass ansteckende Krankheiten durch verdorbene Luft Verbreitung fänden, der ‚Pesthauch‘ trüge die Krankheit weiter. Die Redewendung, dass etwas *„stinkt wie die Pest“* kommt nicht von ungefähr.

Die Erklärungen für Krankheiten waren seit etwa 500 vor Christus Miasmen, also üble Gerüche, giftige Dämpfe. Humoralpathologie war die gut 2 000 Jahre lang akzeptierte Krankheitslehre von den Körpersäften, deren richtige Mischung bzw. Zusammensetzung Voraussetzung für Gesundheit ist. Der Corpus Hippocraticum, eine Sammlung medizinischer Schriften, entstanden im Zeitraum von 500 vor bis 200 unserer Zeit, erklärt:

Der Körper des Menschen hat in sich Blut und Schleim und gelbe und schwarze Galle, und das ist die Natur seines Körpers, und dadurch hat er Schmerzen oder ist gesund. Am gesündesten ist er, wenn diese Säfte im richtigen Verhältnis ihrer Kraft und ihrer Quantität zueinander stehen und am besten gemischt sind. Schmerzen hat er, wenn etwas von ihnen zu viel oder zu wenig vorhanden ist oder sich im Körper absondert und nicht mit dem Ganzen vermischt ist.

Später verband Galenos von Pergamon (122–199) die vier Säfte mit den vier Elementen (Feuer – Wasser – Luft – Erde), den vier Lebensphasen und den vier Jahreszeiten. Wichtig waren schon immer ‚richtige‘ Ernährung und Bewegung, am Körper halfen Barbieri oder Chirurgen mit Ausleiten überschüssiger Säfte durch den Aderlass – bis Mitte des 19. Jahrhunderts ein beliebtes Mittel der Gesundheitspflege. Neues Denken und neues Verständnis von Gesundheit und Krankheit begann 1858 mit der Zellularpathologie von Rudolf Virchow (1821–1902). Entsprechend blieb die Diagnostik bis in das 20. Jahrhundert an sicht-, hör- und riechbaren Symptomen orientiert. Die Zeichen waren zu deuten, um Entscheidungen zu treffen.

Bei der Lepra geschah dies mit der *„Besehung der Aussätzigen“*. Diese wurde in der Regel aufgrund einer Anschuldigung bei der Obrigkeit veranlasst, durchgeführt von vier Experten. Es musste hell sein, damit den Augen der Beschauer keine Kleinigkeit entging. Blut und Harn waren zu untersuchen, veränderte Stellen auf der Haut und der Geruch (*des otems gestanck*) genau zu prüfen. Fieber wurde nicht mit einer Infektion in Verbindung gebracht, sondern war bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein eine eigenständige Krankheit. Erst Ende des 19. Jahrhunderts begann die Wahrnehmung der Erreger. Das mikrobiologische Wissen benennt seither die Krankheit, die Beobachtung der Kranken und die Sinne rücken in den Hintergrund.

Parallel zur Zellularpathologie von Rudolf Virchow entwickelte sich die Mikroskopie und mit dieser ein völlig neuer Zweig der Medizin, die Bakteriologie. Entscheidend für deren Erfolg und Glaubwürdigkeit mit Blick auf Infektionskrankheiten war die Sichtbarmachung des Unsichtbaren

mit Hilfe der Fotografie. Dies gelang Robert Koch, zuerst beim Milzbrand, bald mit der Entdeckung des Erregers von Tuberkulose. Er formulierte es 1882 mit Blick auf den Tuberkelbazillus treffend: *„In Zukunft wird man es nicht mehr mit einem unbestimmten etwas, sondern mit einem fassbaren Parasiten zu tun haben.“* Viren blieben noch bis 1931 unsichtbar, denn sie sind mehr als tausendfach kleiner als Bakterien.

Die Medizin: Schutz für Ärzte

Bis heute empfehlen Ärzte ihren Kollegen, bei Kontakt mit (möglicherweise) Infizierten Kleidung mit langen, an den Handgelenken geschlossenen Ärmeln zu tragen, damit die Krankheitsstoffe nicht eindringen können. Diese sowie Masken und Handschuhe unterstützen bis heute die *„Distanz“* und mindern Infektionsrisiken.

Bei den Pestausbrüchen seit 1347 war das beste Mittel dagegen die Flucht. So schrieb ein Hans Folz 1482: *„bald fliehen, weit weg gehen und spät wieder kommen“* – das konnten nur Wohlhabende. Wer aber als Arzt zu Kranken gehen musste, ließ Räucherwerk abbrennen und hielt sich einen mit Duftessig getränkten Schwamm vor die Nase. Pestärzte entwickelten eine besondere Schutzkleidung aus Leder oder gepresstem Leinen, mit Öl oder Wachs behandelt, ergänzt um besondere Schuhe und Handschuhe und einen Stab mit rotglühender Spitze zum Ausbrennen von Pestbeulen. Die Bedeckung des Gesichts diente dem Schutz vor Miasmen. Spätestens im 17. Jahrhundert kamen Pestärzte auf die Idee, den Duftschwamm in einer ‚Schnabelmaske‘ vor ihrer Nase zu befestigen, um die Hände frei zu haben.

Plateauschuhe und Handschuhe waren auch in Cholera-Zeiten zu bestaunen. Überliefert sind aus diesen Jahren eher Karikaturen als authentische Darstellungen. Dennoch erzählen Choleramann und die Berliner Cholerafrau, worum es ging. Sie sehen merkwürdig aus. Das Gesicht ist nicht verumumt wie beim Pestarzt, aber sie tragen Kräutersäckchen, Kampfer- und Parfümfläschchen, Schuhe mit Wärmflaschen, ein Collier aus Salzsteinen und Pfefferkörnern. Im Haar sind es Essigflaschen, Chlorkalk, auf dem Kopf ggf. eine kleine Windmühle, um die Luft zu reinigen, in den Ohren Gehänge von Zwiebeln, Knoblauch, Wacholder. In der Hand haben sie ein Körbchen mit Räuchersteinen und anderen Accessoires – und: Sie rauchen!

In Cholerajahren wurde in Berlin das Rauchverbot auf der Straße aufgehoben, erlaubt war es sonst nur in geschlossenen Räumen. Hintergrund ist einmal mehr die Vier-Säfte-Lehre, das krankmachende Miasma, das damit vielleicht zu vertreiben, zumindest auf Distanz zu halten war. Eine der Errungenschaften der Revolution von 1848 war, dass fortan das Rauchen auf den Straßen in Berlin auch in seuchenfreien Zeiten erlaubt war. Eine andere Änderung war, dass die Handwerker-Ausbildung Chirurgie der Medizin gleichgestellt wurde. In Corona-Zeiten wird diskutiert, ob bestimmte Blutgruppen besonders empfänglich für das Virus seien, und es wurde erörtert, ob das Rauchen vor einer Ansteckung schütze.

Die Pestärzte und Cholera-Vertreiber waren eines bestimmt nicht: Hygienisch unbedenklich. Saubere Kittel im Sinne der modernen, bakteriologisch begründeten Hygiene gab es erst von 1890 an, ebenso antiseptischen Mundschutz und Handschuhe für Ärzte sowie einen keimfreien



Eine zeitgenössische Karikatur auf die Angst vor der Cholera, 1871, Deutsches Historisches Museum, Berlin



Ernst von Bergmann bei der Beinamputation eines Diabetespatienten (1897)

Operationssaal. Den Anfang machte Ernst von Bergmann (1836–1907) an der Chirurgischen Universitätsklinik zu Berlin. Er erdachte und erprobte das ‚aseptische‘ Operieren. Ziel war die absolute Keimfreiheit im OP. Der Raum sowie alle Gegenstände und Textilien wurden intensiv gesäubert und desinfiziert. Und die Operateure waren plötzlich tief in Schutzkleidung verummumt, trugen Kittel, Hauben, Mundschutz, Handschuhe.

Keimfreiheit mit Wasserdampf ermöglichte, die Ansprüche Ernst von Bergmanns umzusetzen. Dieses Verfahren geht ebenfalls auf Robert Koch zurück und wurde im Krankenhaus angewendet, um Verbandstoffe anti-

septisch zu machen. Bald entstand eine Hygiene-Industrie, um keimfrei für die Ärzte und die Kranken handeln zu können oder auch Wohnungen zu desinfizieren. Die Einführung von sterilen Einmalartikeln folgte erst in den 1960er Jahren. Die Corona-Pandemie zeigte, dass billige Einweg-Artikel, produziert in Fernost, schnell Mangelware werden können.

Die Medizin: Behandeln, Schützen, Prävention

Die Auswahl der Arzneien und Rezepturen gegen die Pest und andere Seuchen entsprang selbstverständlich auch der Vier-Säfte-Lehre. Arzneien enthielten bevorzugt abführende Stoffe, um die ‚verdorbenen Säfte‘ und überschüssigen Schleim aus dem Körper abzuleiten. Als schweißaustreibend galten Raute, Baldrian und Diptam (Aschwurz/Brennender Busch). Nach Hildegard von Bingen wurde Diptam ‚natürlicher Entkalker‘ genannt, mit dem ‚die Säfte gut fließen‘. Aromatische Stoffe sollten das Miasma vertreiben, das Spektrum reichte von duftendem Wacholder über scharf riechende Substanzen wie Essig oder Salpeter bis zu exotischen Gewürzen und Harzen. ‚Riechäpfel‘ oder ‚Pomander‘, um den Hals getragen, sollten vor allem die Nase ansprechen. Stark duftende Kräuter und Extrakte wie Muskat, Safran, Nelken, Zitruspflanzen oder Zimt kamen aus fernen Ländern und wurden oft mit Gold aufgewogen. Mit diesen exotischen Düften brachten die Händler nicht selten die nächste Pestwelle mit.

Arzneien waren im Rahmen mehrtägiger Trink- und Schwitzkuren einzunehmen. Salben und Umschläge wurden zum Ausziehen der Pestbeulen auf die Haut aufgetragen, Räuchermischungen, auch zum Inhalieren, sollten die Luft reinigen. Rund 1 800 Jahre lang waren Rezepturen für *Pillulae Pestilenciales* (Pestilenz-Pillen) in nahezu jedem Arzneibuch zu finden. Der Heidelberger Arzt Cristoph Wirsung (1500–1571) widmet in seinem vielfach aufgelegten *Neuen Artzney Buch* der Pest ein umfangreiches Kapitel. Die viel zitierte Rezeptur der *Pillulae Pestilenciales Ruffii* des griechischen Arztes Rufus von Ephesos (80–150) beschreibt er so: „Von diesen wird sogar von fürtrefflichen Ärzten geschrieben / es sey noch nie erfahren / daß einer so diese ordentlich gebraucht habe / an der Pestilenz gestorben seye.“ Sie enthielten Aloe zur erleichterten Darmentleerung, Myrrharz als Aromaticum sowie Safran zur Herzstärkung.

Mit der Industrialisierung und der modernen Medizin gab es dann neue Medikamente, z.B. Formamint, das, wie eine Werbeanzeige aus der Vossischen Zeitung von 1907 anpreist, ausdrücklich auch zur Vorbeugung bei Epidemien eingesetzt werden sollte. „Es gewährleistet sicheren Schutz gegen Ansteckung, indem es die Krankheitserreger, die Bakterien vernichtet.“ Die Tabletten enthielten als Wirkstoff Formaldehyd (Formalin). Sie sollten gelutscht werden, um in der Mundhöhle Bakterien zu töten. Das schloss die Empfehlung ein, jedem Kind vor dem Schulgang eine solche Tablette in den Mund zu stecken. Die ‚Gurgelwässer‘ spielten auf Odol an, dem neben desinfizierenden mitunter heilende Eigenschaften zugesprochen wurden. Formaldehyd ist durchaus ge-

gen Viren und Bakterien aktiv und wurde vielfach als Desinfektionsmittel eingesetzt. Sogar in Thomas Manns *Zauberberg* kommt es vor. Der Protagonist Hans Castorp konstatierte, nachdem sein Zimmer im Sanatorium mit der Substanz ‚ausgeräuchert wurde: „Das hält die stärkste Bakterie nicht aus, aber es sticht in die Nase, nicht?“

Mitunter vermischten sich medizinisches und Volks-Wissen: So war es in verschiedenen Kulturen üblich, Pockensteine als Schutz vor Ansteckung oder wenigstens vor entstehenden Narben als Amulett zu tragen. Die britische königliche Familie führte rote Socken als Mittel der Prävention ein und aus China kam die Nachricht, dass dort Gesunden der Eiter in die Nase eingeblasen wurde und sie so vor den Pocken geschützt wären.

Eines der erfolgreichsten Labore in der Geschichte der Impfungen war ein Kuhstall. Der englische Arzt Edward Jenner hatte beobachtet, dass Melkmädchen die hübschesten Frauen waren. Sie steckten sich bewusst an Kühen mit den (bei Menschen mild verlaufenden) Kuhpocken an und waren dann immun gegen die echten Pocken. Das Einritzen praktizierte Jenner zuerst an James Phipps am 14. Mai 1796. Die Methode kam aus dem Osmanischen Reich. Hier hatte die Frau des englischen Gesandten alte Frauen beobachtet, die im Frühjahr über das Land zogen und mit einem kleinen Messer den Eiter aus den Pockenbläschen kranker Kinder in die Haut gesunder Kinder einritzten. Die *Variolisation* rief – im Idealfall – eine nur milde Pockenerkrankung hervor. Dies war faktisch eine Vermischung von Volkswissen mit medizinischem Forschen, andere Erkrankungen inklusive.

Seitdem gab es die ‚Kuhpockenimpfung‘: Der Eiter aus den Pockenbläschen der Kühe wurde in die Haut von gesunden Kindern eingeritzt. 1802 entstand in Berlin das erste Impfinstitut, in Preußen folgte eine indirekte Impfpflicht mit Nachweis von Impfpusteln bei Einschulung und bei Rekruten. Das Reichsimpfgesetz von 1874 war ein sehr wirksames Regulatorium: Die Pflichtimpfung gegen Pocken blieb über 100 Jahre, bis 1976 bzw. 1983 in der DDR, der Türkei und in den USA bestehen. Das Zeichen einer Wirkung war fortan die Impfbescheinigung.

Faszinierend ist, dass die Pocken – durch Viren verursacht – wirkungsvoll durch die Impfung vermieden werden konnten, und das lange, bevor Viren gesehen werden konnten. Impfschutz beinhaltet immer den Optimismus, dass die Gefahren einer Pandemie gebannt, eine Isolation und viele andere Maßnahmen nicht mehr notwendig seien. Impfen ist Hoffnungsträger, wenn die Impfung gut verträglich und wirksam ist. Impfkampagnen, die mindestens 70 bis 80% der Bevölkerung schützen, lassen Infektionswege versickern. Seit die Pocken 1981 für ‚tot‘ erklärt wurden, besteht der Optimismus, andere Krankheiten ebenso zu besiegen. Aus Volkswissen war medizinisches Wissen geworden, das wieder an das Volk zurückgegeben wurde, begleitet von Kontrollen durch die Obrigkeit und die Ärzte.

Das Volk: Ängste und Unsicherheit, Glaube und Aberglaube

Das ‚Volk‘, also die Gesellschaft, hat Ängste und muss Medizin und Obrigkeiten vertrauen können. Mündlich überliefertes Volkswissen, weise Frauen, Schäfer ergänzten oder ersetzten die Behandlung durch studierte Mediziner oder handwerklich ausgebildete Chirurgen und Barbieri relativ häufig. Schnell grassierende Seuchen führten zu erschreckenden Bildern und verunsicherten. Das Aussehen der Kranken prägte das visuelle Gedächtnis: Ein Antlitz übersät mit Pockennarben etwa; das wulstig veränderte ‚Löwengesicht‘ (*Facies leonina*) von Leprakranken; die Beulen und schwarzen Hautverfärbungen bei der Pest, die bleichen, ausgemergelten Züge eines Cholerakranken.

Nürnberger Ärzte beklagten im Jahr 1575, dass sich Todesfälle aus Erschrecken ereignen hätten, weil die Bürger „gemeinlich aus lauter mutwillen / die vergifteten Leut durch solche ort tragen / da am meisten volk bei einander ist“. Während sich die Fürsorge für Erkrankte eher im Stillen und

Abgelegenen abspielte, führte die Bewältigung der Angst zu augenfälligen Aktivitäten im öffentlichen Leben. Kleine Rauchgefäße für den Hausgebrauch oder große Rauchfeuer auf Straßen und Plätzen – es wurde in Pestzeiten alles empfohlen, um ‚Pesthauch‘ und Angst zu vertreiben.

Nicht jeder konnte sich einen studierten Arzt leisten, vielleicht vermochten wenigstens stark riechende heimische Gewürze und Kräuter helfen, dem Spruch folgend: *“Nehmet Knoblauch und Bibernell, dann stirbt’s ihr nit so schnell”*, oder auch *„Baldrian und Bibernell, hält die Pestilenz zur Stell“*. Die (giftige) Bibernelle/Pimpernelle mit ihrer stark riechenden Wurzel galt als Allheil- und Wundermittel gegen die Pest. Sie gab Hoffnung für ein Überleben. Heute wird sie gegen Husten und Asthma genutzt.

Das Volk: Schuldzuweisung

Heute können wir uns Seuchen erklären, wissen, wie die Erreger aussehen. In früheren Jahrhunderten war dies nicht möglich – kein Wissen, keine Medien, eher Gerüchte. Sehr ‚europäisch‘ ist die Schuldzuweisung an die Juden. Den Andersgläubigen wurde Vergiftung der Brunnen mit Giftstoffen aller Art vorgeworfen. Die Brunnenvergiftung ist seit dem Mittelalter eines der häufigsten antisemitischen Stereotype und diente insbesondere zu Zeiten der ersten Pestwelle der Legitimation von Judenverfolgungen. Für die mittelalterliche Bevölkerung war es verwunderlich, dass in jüdischen Stadtvierteln die Pest nicht so schlimm wütete. Doch das hatte lediglich mit der Tiefe der Brunnen zu tun. Juden war es vorgeschrieben, aus religiösen Reinheitsgeboten Brunnen besonders tief anzulegen. So kamen deren Brunnen nicht mit dem verseuchten Oberflächenwasser in Kontakt. Auch wegen ihrer religiös verankerten Hygienevorschriften wurden Juden weniger stark von Epidemien getroffen als die übrige Stadtbevölkerung. Ob Pest, Lepra, Cholera – die ‚Brunnenvergiftung‘ begleitete die Seuchenzüge. Vermutet wird, dass das ‚gemeine Volk‘ tatsächlich an diese Verschwörung geglaubt hat. Erklärt wird es damit, dass Pest oft eine Massenpanik auslöste, die zu einer Massenpsychose führte, in deren Folge dann Juden ermordet wurden. Selbst Martin Luther gab den Juden die Schuld an der Ausbreitung der Pest.

Nach der der Rückkehr von Kolumbus aus Amerika litten Soldaten Karls VIII. von Frankreich bei der Belagerung Neapels 1495 an einem Ausschlag, der den Pocken ähnelte. ‚Pustulöse Pest‘, ‚böse oder große Blattern‘, auch schlicht ‚Krankheit aus Neapel‘ waren die ersten Namen der unbekannteren Infektion, Badehäuser in den Städten wurden geschlossen. Schon bald wurde sie in ganz Europa festgestellt und hatte rund 450 Namen, meist nach den Nachbarn, die beschuldigt wurden: Die Deutschen nannten sie ‚den Frantzosen‘, die Franzosen ‚Morbus germanicus‘, auch in Polen war es die ‚deutsche Krankheit‘, in Russland die ‚polnische Krankheit‘. Erst später setzte sich *Lues venerea* (Seuche der Venus) als neutrale Bezeichnung durch, die die sexuellen Übertragungswege benannte.

Das Volk: Feiern

Erst erzeugten *Corona-Partys* Unmut oder lockten Feierwillige an, die dachten, nur die Alten würden krank. Im Sommer 2020 war es deutsch-britische Partystimmung auf Mallorca, die dazu führte, dass die gerade eröffneten Bars wieder schließen mussten. *Party*, also Feiern, um die Seuche zu vergessen, zu verdrängen, vielleicht sogar zu überwinden, gab es schon immer. In Nürnberg luden erstmals 1394 drei Nürnberger Bürgerinnen in der Karwoche Hunderte von Aussätzigen in die Stadt, jedes Jahr wurden es mehr – bis zu 3 000 im 16. Jahrhundert. Dieses ‚Sondersiechenalmosen‘ der Jahre bis 1664 bestand aus einem Prozessionszug durch die Stadttore zum Friedhof. Pestfeste gab es auch in anderen Städten. So erinnert bis heute der Schäfflertanz in München an die Pest von 1517. Die Straßen waren menschenleer. Als die Zahlen sanken, wagten sich die Schäffler,

Gefäßbauer, auf die Straßen und Plätze um zu tanzen. Um den Münchnern wieder Lebensmut zu geben, führen sie seither alle sieben Jahre ihren Zunfittanz auf, vielleicht, weil ein verstärktes Auftreten der Pest alle sieben Jahre festgestellt wurde. Das nächste Mal wird 2026 sein!

Auch offene Proteste gegen die obrigkeitliche Seuchenbekämpfung sind bekannt. So kam es in Neapel während einer Cholera-Epidemie 1884 zu Aufständen, die europaweit für Schlagzeilen sorgten. Die Stadtverwaltung setzte auf einen harten Zugriff durch die Polizei, um Erkrankte aus den Armenvierteln in die Choleraspitäler zu bringen – und stieß auf starken Widerstand. Wenig Vertrauen erweckte die Tatsache, dass die Ärzte uneins waren, die einen vertraten die alte Miasmalehre, die anderen glaubten an die Mikroben von Robert Koch. Ein Gerücht machte die Runde: Die Cholera sei eine teuflische Verschwörung, die arroganten Ärzte seien beauftragt, die Armen zu vergiften. Fehlinformationen sind in Seuchenzeiten besonders gefährlich, weil sie die verunsicherte Gesellschaft polarisieren und bereits vorhandene Konflikte verstärken.

Das Volk: Anteilnahme

Zugleich ist die Geschichte der Epidemien auch eine Geschichte gemeinsamer Bewältigung und solidarischen Handelns. In existentiellen Krisen suchten viele Menschen Trost im Glauben und im Gebet. Ein Verbot von Gottesdiensten aufgrund hoher Infektionsgefahr gab es in früheren Zeiten zumindest in Deutschland nicht. Aber Schutzheilige: Der heilige Sebastian galt seit dem Mittelalter als Pestpatron. Der ranghohe Offizier in der römischen Armee wollte seinem christlichen Glauben nicht abschwören, deshalb ließ ihn sein Kommandant an einen Baum fesseln und wies Bogenschützen an, ihn zu töten. Sebastian wurde von Dutzenden Pfeilen durchbohrt, überlebte jedoch auf wundersame Weise. Pilger im bayerischen Ebersberg erwarben kleine Pfeile aus Silber, sie sollten gegen die Pest oder auch andere ansteckende Krankheiten schützen. Die Pfeile passten zur Vermutung, dass Infektionen durch Geschosse verursacht werden.

Wer es sich zutraute, pflegte seine Angehörigen, ein Verzicht auf soziale Kontakte war undenkbar. Gottes Strafe ließ sich, soweit machbar, in Gemeinschaft besser ertragen, gemeinsames Beten war integraler Bestandteil von Fürsorge. Wurden sie isoliert, verarmten Kranke, sie mussten betteln. Almosen wurden selbstverständlich gegeben, um selbst Erbarmen bei Gott oder in der Not zu finden und auch aus echter Anteilnahme. Almosengeber sollten jedoch den Kranken nie zu nahekommen. So war klar: Notleidenden etwas zu geben ist verdienstvoll, aber man muss Abstand halten. Lebensgeschichten von Heiligen wie Martin von Tours berichten von der Überwindung des Abstands und des Ekels, was zu allen Zeiten eine Helferkultur stützte. Im 19. Jahrhundert wurden Kinder, aus deren Pockenpusteln Impfstoff für andere Kinder gewonnen wurde, mit Medaillen ausgezeichnet, bis heute gibt es Spendenmarken und Aktionen, um Geld zur Bekämpfung von Poliomyelitis oder Malaria zu sammeln – dies sind eher ‚distanzierte‘ Solidaritätsbekundungen. Anteilnahme drücken auch spontane Aktivitäten aus, wie 1892 in Hamburg, wo Fasswagen abgekochtes Wasser ausgaben, Garküchen auf öffentlichen Plätzen bakterienfreie Mahlzeiten anboten.

Das Erschrecken über eine Seuche, die jemanden vom ‚blühenden‘ Leben zu einer siechen Gestalt degenerierte, hatte bei der Cholera einen ganz besonderen Nebeneffekt. In Berlin hatten die preußischen Prinzessinnen schon während der Befreiungskriege 1813/14 dazu aufgerufen, invalide Soldaten zu pflegen. Die Cholera 1832 hatte den Effekt, dass an der Charité eine Schule für Krankenpflegeausbildung entstand – explizit für Frauen und Mädchen. Eine Seuche begründet einen Beruf, das ist bemerkenswert!

Dr. Ragnild Muench
Mail: MuenchRagnild@web.de

Virchows Spuren in Berlin

Von Ingo Wirth

Am 13. Oktober 2021 jährte sich der Geburtstag des Stadtverordneten und 43. Berliner Ehrenbürgers Rudolf Virchow (1821–1902) zum 200. Mal. Dieser außergewöhnliche Gelehrte hat fast sein gesamtes an Erfolgen reiches Berufsleben in Berlin verbracht.¹ In seiner langjährigen Heimatstadt erinnern noch heute verschiedene Stätten an sein Wirken auf medizinisch-naturwissenschaftlichem und kommunalpolitischem Gebiet. Bei einem Blick in den Berliner Stadtplan findet man gleich mehrmals seinen Namen: Durch den Volkspark Friedrichshain führt eine Virchowstraße, und in Hellersdorf gibt es eine Rudolf-Virchow-Straße. Am Augustenburger Platz im Wedding ist der Charité Campus Virchow-Klinikum verzeichnet. Eine gründlichere Recherche zeigt jedoch recht schnell, dass in Berlin weit mehr Stätten an Virchow erinnern als die Einträge im Stadtplan vermuten lassen.

Im Herbst des Jahres 1839 kam der achtzehnjährige Abiturient aus seiner hinterpommerschen Geburtsstadt Schivelbein (heute Świdwin) in die Metropole Berlin, um am Medizinisch-Chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Institut zu studieren. An der allgemein *Pépinière* genannten Studienanstalt wurden seit 1795 die Mediziner für das preußische Heer ausgebildet.² Virchow absolvierte das Studium mit besten Ergebnissen und arbeitete danach als junger Militärarzt einige Zeit im Charité-Krankenhaus. Von 1859 an war er durch die Berufung als ordentlicher Professor für Pathologische Anatomie an die Medizinisch-Chirurgische Akademie für das Militär wieder mit seiner früheren Lehrstätte verbunden. Durch seine Vorlesungen und praktischen Kurse sorgte Virchow bis gegen Ende seines Lebens zusammen mit anderen namhaften Fachvertretern für einen gut ausgebildeten Nachwuchs des preußischen, später deutschen Sanitätskorps. Die Akademie erwies ihm eine Ehrung, die nur fünf von mehreren Tausend Absolventen zuteilwurde. Im Hauptgebäude erinnerte jahrzehntelang eine Marmorbüste Virchows an seine überragenden Verdienste als Wissenschaftler und Universitätslehrer. Die alte *Pépinière*, an der Virchow studiert hatte, gibt es zwar nicht mehr, aber an der Invalidenstraße/Ecke Scharnhorststraße steht das 1910 eingeweihte Akademiegebäude.³ Auch wenn dort seit 1945 keine Militärärzte mehr ausgebildet werden, ist diese Institution bis in die Gegenwart mit Virchows Namen verbunden. Eine Gedenktafel am Gebäude des heutigen Bundeswirtschaftsministeriums erinnert an die große Tradition. Ganz in der Nähe der ehemaligen Militärärztlichen Akademie befindet sich Virchows hauptsächliche Wirkungsstätte: die Charité. Auf dem historischen Krankenhausgelände in Berlin-Mitte erinnern das Pathologische Institut⁴ als Rudolf-Virchow-Haus und der Virchowweg an einen der bedeutendsten Ärzte dieses Universitätsklinikums.

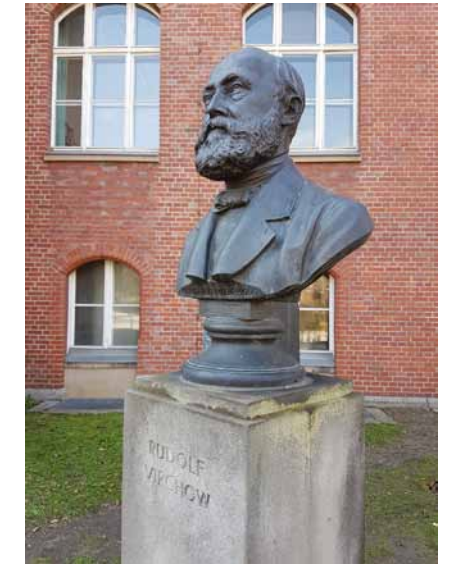
Noch vor Beendigung des Staatsexamens im Frühjahr 1846 hatte sich Virchow um das fre werdende Amt des Charité-Prosektors bemüht, das ihm zunächst kommissarisch und nach dem Ausscheiden aus dem militärärztlichen Dienst 1847 endgültig übertragen wurde. Die Leitung der Pathologischen Abteilung des Krankenhauses bot die Möglichkeit, bei Leichenöffnungen die krankhaften Veränderungen der Organe zu studieren. Dadurch konnte er auch auf wissenschaftlichem Gebiet erste Erfolge vorweisen. Wegen seiner Beteiligung an den Barrikadenkämpfen im März 1848 und anderer unliebsamer politischer Aktivitäten verlor Virchow 1849 das Prosektor-Amt. Trotz der baldigen Wiedereinsetzung als Prosektor nahm er kurz darauf die Berufung an die Julius-Maximilians-Universität Würzburg an. Nach sieben überaus erfolgreichen Jahren an der bayerischen Universität kehrte Virchow im Herbst 1856 aus Würzburg an die Charité zurück. In Berlin übernahm er den ersten selbstständigen Lehrstuhl im Fach Pathologische Anatomie an der damaligen Friedrich-Wilhelms-Universität, der heutigen Humboldt-Universität. Zuvor war für ihn in nur sechsmonatiger Bauzeit ein Institutsgebäude errichtet worden. Im ersten und zweiten Obergeschoss waren die Präparate-Sammlungen untergebracht, die teilweise noch

aus Virchows Zeit als Prosektor stammten. Das *Pathologisch-anatomische Cabinet der Charité* bildete den Grundstock für das später weltberühmte Pathologische Museum,⁵ in dessen Tradition das heutige *Berliner Medizinhistorische Museum* steht.

Während Virchows zweiter Berliner Amtszeit von 1856 an vergrößerten sich die Sammlungsbestände kontinuierlich. Dadurch herrschte eine zunehmende Raumnot im Pathologischen Institut, die eine sachgerechte Aufstellung der Präparate unmöglich machte. Trotz des Anbaues zweier Seitenflügel an das Institutsgebäude in den Jahren 1872/73 waren die Räume bald wieder übervoll. Bis 1886 wuchs die pathologisch-anatomische Sammlung auf rund 17 000 Präparate an. Schwerwiegende Probleme bereitete auch die schlechte Bausubstanz des seinerzeit in aller Eile errichteten Hauptgebäudes. Nach längeren Verhandlungen wurde deshalb beschlossen, einen dreiteiligen Gebäudekomplex mit Museum, Obduktionshaus und Lehrgebäude zu schaffen. Wegen der Dringlichkeit wurde von 1896 an im ersten Bauabschnitt das neue Pathologische Museum errichtet, das am 27. Juni 1899 feierlich eröffnet werden konnte. Mit einem umbauten Raum von knapp 15 000 m³ war es weltweit das größte seiner Art und enthielt mit 20 833 Ausstellungsstücken die wohl umfangreichste pathologisch-anatomische Sammlung.

Auch nach Virchows Tod am 5. September 1902 wuchs der Museumsbestand unvermindert weiter. Jährlich kamen Hunderte Präparate hinzu, und das Pathologische Museum blieb ein Anziehungspunkt für Besucher aus aller Welt. Bei Kriegsbeginn 1914 wurde die Präparate-Sammlung für das Publikum geschlossen. Danach dienten die Exponate für mehrere Jahrzehnte ausschließlich medizinischen Lehr- und Studienzwecken. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs war die Sammlung auf rund 35 000 Präparate angewachsen. Die Kriegseinwirkungen verursachten in der gesamten Charité schwere Schäden. Das Pathologische Institut wurde in den Jahren 1943/44 mehrfach von Spreng- und Brandbomben getroffen. Nach einem dieser Luftangriffe brannte das Museum völlig aus. Dabei wurde ein Großteil der weltberühmten Sammlung vernichtet. Nur etwa 1 800 Präparate konnten gerettet werden. Die erhalten gebliebenen Sammlungsstücke mussten zunächst provisorisch untergebracht und gesichert werden, aber auch mit der Neuaufstellung von Präparaten wurde wieder begonnen. Aufbauend auf dem historischen Bestand, kamen bis Ende der 1970er-Jahre mehr als 6 000 Präparate hinzu. Von 1980 an wurde ein Teil der pathologisch-anatomischen Sammlung mit modernen präparatorischen Mitteln restauriert und der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht. In einer gesonderten Vitrine standen die Stücke, die noch von Virchow persönlich beschriftet worden waren. Der Gesamtbestand der erneuerten Präparate-Sammlung ist heute Teil des 1998 gegründeten *Berliner Medizinhistorischen Museums der Charité*.

Gegenwärtig ist das Museum geschlossen. Das mehr als 120 Jahre alte Gebäude wird im Rahmen einer substanziellen Baumaßnahme rekonstruiert, um künftig auch modernsten Ansprüchen zu genügen. Es sollen ein neuer erweiterter Eingangsbereich mit Museumsladen und Multifunktionsraum entstehen, die Ausstellungsetagen werden klimatisch verbessert, und für die Vorbereitung von Sonderausstellungen werden weitere Räume ausgebaut. Nach Abschluss der Arbeiten werden vermutlich auch die Virchow-Büste, die 1899 von Hans Arnoldt für das



Virchow-Büste vor dem Pathologischen Institut der Charité in Berlin-Mitte.

Foto: Ingo Wirth, 2021



Berliner Medizinhistorisches Museum der Charité vor dem gegenwärtig erfolgenden Umbau.
Quelle: Berliner Medizinhistorisches Museum,
Fotograf: Christoph Weber

Pathologische Museum geschaffen wurde, und die Marmorplastik nach der Totenmaske Virchows wieder zu sehen sein.

Ogleich Virchow unbestritten der führende Pathologe seiner Zeit war, konzentrierte er sich seit Ende der 1860er-Jahre zunehmend auf die Anthropologie. Dabei knüpfte er an seine Studien in Würzburg an und beschäftigte sich wieder verstärkt mit Problemen des Schädelwachstums.⁶ Als wissenschaftliche Basis legte er eine anthropologische Sammlung an. Aus vielen Regionen der Erde trug er menschliche Skelettteile, besonders Schädel, und Tierknochen für vergleichende Untersuchungen sowie Haarproben und Gesichtsmasken zusammen. Durch Virchows Initiative, die aus seinem

verstärkten Interesse an der Anthropologie erwuchs, kam es im Herbst 1869 zur Gründung der *Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (BGAEU)*.⁷ Er selbst wurde zum ersten Vorsitzenden gewählt und blieb zeitlebens das führende Mitglied dieser Vereinigung.

Nach Virchows Tod 1902 übergab seine Witwe die anthropologische Sammlung an die *BGAEU* und bestimmte die Gesellschaft für die Zeit ihres Bestehens als Eigentümerin. Eine vorrangige Aufgabe bestand darin, die übernommenen Präparate zu inventarisieren. Die Arbeiten wurden mit Mitteln der Rudolf-Virchow-Stiftung finanziert und dauerten bis 1920 an. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs wurde die Sammlung vom Anthropologischen Institut der Humboldt-Universität übernommen. Dort erfolgten von 1964 an die Restaurierung und die Katalogisierung des noch vorhandenen Bestandes. Seit 2010 wird die Anthropologische Rudolf-Virchow-Sammlung der *BGAEU* nach jahrzehntelangem Treuhandstatus an verschiedenen Berliner Institutionen wieder unmittelbar von der Gesellschaft kuratiert. Die rund 4500 Exponate sind nun in einem Depot in Berlin-Friedrichshagen untergebracht und können für wissenschaftliche Forschungsvorhaben genutzt werden.

Virchow hat nicht nur als Sammler, sondern auch als Museumsgründer das kulturelle Erbe der Stadt Berlin bereichert.⁸ Er war einer der Initiatoren, auf deren Betreiben 1874 das Märkische Provinzialmuseum, heute Märkisches Museum, gegründet wurde. Die Ausstellungsräume waren bis



Virchows anthropologische Sammlung in seinem Arbeitszimmer. Quelle: Virchows Archiv 235 (1921),
S. 11

zum Ende des 19. Jahrhunderts im Köllnischen Rathaus untergebracht. Die Grundsteinlegung für das heutige Museumsgebäude erfolgte 1899. Der Architekt hatte eigens für Virchow einen ebenerdigen Zugang vom Köllnischen Park zum Museum vorgesehen, um dem betagten Museumsmitbegründer das beschwerliche Treppensteigen zum Eingang zu ersparen. Virchow konnte jedoch die für ihn geschaffene Pforte nicht mehr benutzen, da er vor Eröffnung des Neubaus verstarb.

In seiner Eigenschaft als führendes Mitglied der *BGAEU* war Virchow am Zustandekommen des Museums für Völkerkunde maßgeblich beteiligt. Es geht zurück auf die Ethnologische

Sammlung der Königlich Preußischen Kunstammer. Auf Initiative der *BGAEU* und nicht zuletzt durch Virchows zahlreiche Forschungsreisen wuchsen die Sammlungsbestände seit 1869 rasch an. Deshalb bemühte sich die Gesellschaft mit Erfolg darum, den ethnologischen Teil auszugliedern; 1886 wurde der Neubau für das Völkerkundemuseum eröffnet. Nach Virchows Tod kam das Museum in die Trägerschaft der Königlichen Museen. Das heutige Ethnologische Museum verfügt über 500 000 ethnografische, archäologische und kulturhistorische Objekte aus allen vier außereuropäischen Kontinenten. Seit 2021 präsentieren die Staatlichen Museen zu Berlin auf der zweiten und dritten Etage des Humboldt-Forums hauptsächlich die weltberühmten Sammlungen des Ethnologischen Museums.

Auch die wechselvolle Geschichte des 1889 eröffneten Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes beginnt mit Virchow.⁹ Er hatte es zusammen mit einem Freundeskreis seit 1874 aufgebaut. Seit 1904 gehörte es als Königliche Sammlung für deutsche Volkskunde zur Prähistorischen Abteilung des Völkerkundemuseums. Unter dem Einfluss der Nationalsozialisten wurde 1934 das Staatliche Museum für deutsche Volkskunde gegründet. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden aus den wenigen erhalten gebliebenen Sammlungsstücken im geteilten Berlin nebeneinander zwei volkskundliche Museen. Als die deutsche Teilung überwunden war, wurden beide Museen unter dem Dach der Stiftung Preussischer Kulturbesitz als Museum für Volkskunde vereinigt. Basierend auf einer konzeptionellen Neuorientierung, entstand 1999 durch Zusammenlegung dieses Museums mit der Europäischen Sammlung des Ethnologischen Museums das Museum Europäischer Kulturen, das in Berlin-Dahlem untergebracht ist. Mit rund 275 000 Originalobjekten beherbergt es eine der größten europäischen Sammlungen zur Alltagskultur und populären Kunst.

Als Virchow im Herbst 1856 aus Würzburg zurückkehrte, hatte Berlin kein einziges städtisches Krankenhaus. Neben der Königlichen Charité gab es nur private, vorrangig konfessionelle, oder gemeinnützige Krankenanstalten.¹⁰ Durch die rasch wachsende Bevölkerung, die sich von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Reichsgründung auf 823 000 Einwohner mehr als verdoppelte, war die Krankenversorgung ernsthaft gefährdet. Schon 1867 hatte die Berliner Stadtverordnetenversammlung beschlossen, ein Krankenhaus mit 600 Betten zu erbauen. Dafür wurde eine Deputation berufen, in der Virchow erstmals Einfluss auf die Errichtung städtischer Krankenhäuser nahm. Nach einer Reihe von Planungen und Zurückstellungen gab das Vermächtnis eines Berliner Bürgers von 50 000 Talern den Ausschlag für den Baubeginn. Zwischen 1870 und 1874 wurde auf einem städtischen Grundstück im südöstlichen Friedrichshain ein Krankenhaus in Pavillonbauweise errichtet.¹¹ Ein neues, 1897 fertiggestelltes Leichenhaus, das jetzige Institut für Pathologie, entstand dort, wo heute die Virchowstraße das Klinikgelände im Osten begrenzt.

Nach dem Vorbild des Krankenhauses im Friedrichshain entstanden 1872 das Krankenhaus Moabit an der Turmstraße und 1887 bis 1890 das Krankenhaus am Urban in Kreuzberg. Angesichts der hohen Kindersterblichkeit hatte Virchow auch auf den Bau eines Krankenhauses für Kinder gedrängt. Dafür wurden von 1888 an im Wedding die ersten Gebäude errichtet. Bis zur Schließung trug der Klinikkomplex den Namen Rudolf-Virchow-Kinderkrankenhaus. Ebenfalls im Wedding wurde 1906 das größte und seinerzeit modernste Berliner Krankenhaus eröffnet. Auch für diesen Bau im Pavillonstil hatte sich Virchow in der Entscheidungsphase eingesetzt. Ihm zu Ehren erhielt das Krankenhaus seinen Namen. Das Virchow-Klinikum gehört heute neben dem traditionellen Standort im Ortsteil Mitte zur Charité – Universitätsmedizin Berlin.

Als Mitglied eines Kuratoriums der Stadtverordnetenversammlung beaufsichtigte Virchow den Bau von Heilstätten für Genesende. Im Herbst 1887 wurden ein Heim in Blankenburg und kurz darauf ein Heim in Heinersdorf eröffnet. Im Rahmen seiner Tätigkeit in diesem Kuratorium trug er auch dazu bei, dass außerhalb von Berlin eine Anstalt für Geisteskranke und Epileptiker errichtet wurde. Die 1880 eröffnete Irren- und Idiotenanstalt der Stadt Berlin zu Dalldorf bestand

aus zehn Krankenpavillons, musste aber mehrfach erweitert werden. Der 1957 in Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik umbenannte Krankenhauskomplex wurde bis zum Jahr 2006 als Fachklinik genutzt.

Zu den herausragenden Leistungen Virchows auf gesundheitspolitischem Gebiet zählt ebenso die nach langen Vorarbeiten 1873 gelungene Durchsetzung einer Kanalisation für Berlin,¹² deren Bau mehr als 20 Jahre dauerte. Mit der ihm eigenen Beharrlichkeit konnte er auch erwirken, dass die unkontrollierten Tierschlachtungen nicht mehr in der Innenstadt, sondern in dem 1881 eröffneten städtischen Zentralvieh- und Schlachthof erfolgten. Durch die tierärztliche Überwachung der Schlachtungen gelang es nun, die seit 1877 gesetzlich vorgeschriebene Trichinenschau als entscheidende Maßnahme gegen die gefährliche Wurmerkrankung durch infiziertes Fleisch konsequent durchzusetzen. Noch immer gab es aber den unhygienischen Straßenverkauf von Fleischwaren und anderen Lebensmitteln. Deshalb forderte Virchow zur gefahrlosen Versorgung der Bevölkerung den Bau von Markthallen. Als erste wurde 1886 die städtische Zentralmarkthalle am Alexanderplatz eröffnet. Es folgten sieben weitere Hallen, sodass sich der Straßenverkauf nach und nach dorthin verlagerte.

Virchows 80. Geburtstag gestaltete sich zu einer glanzvollen Würdigung seines Lebenswerkes. Die Feierlichkeiten begannen am Morgen des Vortages mit einer wissenschaftlichen Festversammlung im Hörsaal des Pathologischen Museums der Charité. Nach dem Mittag folgte der Festakt im Preußischen Abgeordnetenhaus, und am Abend wurde der Jubilar im Berliner Abgeordnetenhaus geehrt. Als Angehöriger dieser beiden Parlamente und als Mitglied im Deutschen Reichstag hatte er sich – wie es in der Presse hieß – als „Zierde der Stadt“ erwiesen. Seinem unermüdlichen Einsatz hatten die Berliner Bürger nicht nur Sammlungen und Museen, sondern vor allem eine heute kaum noch vorstellbare Verbesserung der hygienischen Verhältnisse in der explodierenden Metropole zu danken. Das Fest seines 80. Geburtstags erlebte Virchow im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte. Knapp elf Monate später starb er an den Spätfolgen eines Unfalls. Zu Beginn des Jahres 1902 war er beim Verlassen der Straßenbahn in der Leipziger Straße gestürzt und hatte sich einen Oberschenkelhalsbruch am linken Bein zugezogen. Von den Folgen dieser Verletzung konnte er sich nicht wieder erholen. Am 5. September 1902 starb der hochgeehrte Wissenschaftler und Politiker in seiner Wohnung. Vier Tage später folgten Tausende Berliner und zahlreiche Gäste dem Trauerzug vom Berliner Rathaus zum St.-Matthäus-Kirchhof in Schöneberg. Virchows Grabstätte wurde 1952 vom Berliner Senat zum Ehrengrab erklärt.

Die Stadt Berlin stiftete ihrem Ehrenbürger an seinem Wohnhaus Schellingstraße 10 im Ortsteil Tiergarten eine Bronzetafel: „Hier wohnte / von 1864 / bis zu seinem Tode / Rudolf Virchow / geb. 13.X.1821 / gest. 5.IX.1902. / Seinem Andenken die Stadt Berlin / 1902.“ Das Haus musste 1942 wegen Bombenschäden abgerissen werden, der Verbleib der Bronzetafel ist ungeklärt. Eine neue *Berliner Gedenktafel* wurde 1988 in der Königlichen Porzellanmanufaktur gefertigt und am Campus Charité Virchow-Klinikum am Augustenburger Platz in einer Durchfahrt angebracht.

Eine beinahe unerschöpfliche Fundgrube für die Virchow-Forschung ist der wissenschaftliche Nachlass des Gelehrten, der hauptsächlich in zwei Archiven bewahrt wird.¹³ Einen einmaligen Überblick über seine Tätigkeiten



Grab von Rudolf Virchow auf dem Alten St.-Matthäus-Kirchhof, im Vordergrund links die Tafel des Ehrengrabs.

Foto: Ingo Wirth, 2021

auf verschiedenen Gebieten des wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens bietet der Bestand im Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Diese Akademie sieht sich in der Tradition der Preußischen Akademie der Wissenschaften, in die Virchow 1873 als Ordentliches Mitglied gewählt worden war. Sein Nachlass wurde von den Erben 1918 dem Vorgängerarchiv¹⁴ als Schenkung übereignet. Als bedeutendster Teil gelten die etwa 6 000 Briefe an Virchow, zu denen allein 230 Briefe von Heinrich Schliemann gehören. Virchow hatte sich mehrfach an dessen Grabungen beteiligt und ihn 1881 dazu veranlasst, die große Troja-Sammlung nach Berlin zu geben.

Im Akademiearchiv sind die einzelnen Abschnitte des Lebens und der wissenschaftlichen Laufbahn Virchows gut dokumentiert. Aus seiner Kindheit haben sich Schulaufsätze und eigene Gedichte erhalten, vom Studenten gibt es Schriftstücke aus dem Friedrich-Wilhelms-Institut, und auch über die Stationen seines Berufslebens sind zahlreiche Materialien vorhanden. Die medizinischen Probleme, mit denen sich Virchow befasst hat, sind in Form von Manuskripten und Notizen überliefert. Ein umfangreicher Dokumentenbestand existiert von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit auf den Gebieten Archäologie, Ethnologie und Urgeschichte. Virchows Beteiligung an den politischen Ereignissen seiner Zeit lässt sich ebenfalls nachvollziehen. Sowohl seine Anteilnahme an der Revolution von 1848 als auch seine Abgeordnetentätigkeit sind durch Briefe, Zeitungsausschnitte, eigene Handakten und Protokolle belegt. Andere handschriftliche Ausarbeitungen und Korrespondenzen beziehen sich auf die medizinische Versorgung von Kranken und Verwundeten aus den deutschen Vereinigungskriegen 1866 und 1870/71. Der stadthistorische Komplex im überlieferten Schriftgut verdeutlicht Virchows Engagement auf kommunalhygienischem Gebiet, etwa seine vielfältigen Bemühungen um den Bau der Berliner Kanalisation.

Im Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin befindet sich ein weiterer Teilnachlass, der 1959 vom Märkischen Museum dem Pathologischen Institut der Charité übergeben wurde und von dort 1968 in das Universitätsarchiv gelangte. Die mehr als 300 Positionen betreffen vorrangig die dienstliche Tätigkeit an der Berliner Universität, darunter zahlreiche von Virchow verfasste Gutachten. Zum Bestand gehören auch seine Personalakte der Universität sowie zahlreiche Ernennungsurkunden und Gratulationsschreiben zu den runden Geburtstagen, dem 50-jährigen Doktorjubiläum und anderen dienstlichen Jubiläen. Besonders die vielen Urkunden über Ehrenmitgliedschaften und Ehrenpräsidenschaften, Huldigungen und Dankesagungen spiegeln die weltweite Anerkennung für Virchows akademische und politische Tätigkeit wider.

Zum Nachlass Virchows gehörten auch zwei über sechs Jahrzehnte angewachsene Privatbibliotheken, von denen sich die eine in seinem Dienstzimmer im Pathologischen Institut befand und die andere in seiner Wohnung aufgestellt war. Für diese beiden Buch- und Zeitschriftensammlungen in seinem Besitz wird gewöhnlich die zusammenfassende Bezeichnung Virchow-Bibliothek verwendet. Über Umfang und thematische Gliederung sind keine Aufzeichnungen bekannt, sodass eine nähere Beschreibung der ursprünglich vorhandenen Literaturbestände nicht möglich ist. Die Witwe hatte entschieden, die wertvolle Bibliothek ihres Mannes nicht zu verkaufen, sondern an einige ihm besonders nahestehende Institutionen als Geschenk zu überweisen. Das größte Kontingent erhielt die Berliner Medizinische Gesellschaft. Als weitere Adressaten für Schenkungen konnten die Berliner Stadtbibliothek und das Pathologische Institut der Universität Berlin ermittelt werden. Darüber hinaus hatte die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte „eine beträchtliche Anzahl an Büchern“ erhalten, die nach 1945 höchstwahrscheinlich zusammen mit den anderen Buch- und Zeitschriftenbeständen der Gesellschaft in die Universitätsbibliothek Posen/Poznań gelangt sind.¹⁵ In den Jahren 1903/04 erhielt die Berliner Medizinische Gesellschaft, deren Ehrenpräsident der Verstorbene war, nach und nach rund 12 500 Druckwerke, darunter mehr als 3 200, teilweise äußerst kostbare Bücher. Der jahrelang in der Bibliothek der Gesellschaft als Sonderbestand gepflegte Teil der Virchow-Bibliothek wurde 1944 ausgelagert und ist seit Kriegsende verschollen.¹⁶ Gleichwohl wird die Erinnerung an Virchow von der Berliner Medizinischen Gesell-

schaft weiterhin bewahrt. Am Langenbeck-Virchow-Haus in Berlin-Mitte, dem Sitz der Gesellschaft, ist über dem rechten Eingang in Höhe des zweiten Obergeschosses eine Virchow-Büste des Potsdamer Bildhauers Marcus Golter angebracht. Ebenfalls im Jahr 1903 überließ die Witwe Virchows der im Aufbau befindlichen Berliner Stadtbibliothek¹⁷ ein Kontingent von 800 Bänden aus der nachgelassenen Büchersammlung ihres Mannes. Es handelte sich um Werke aus den Gebieten Geografie, Ethnografie und allgemeine Naturwissenschaften. Wie andere Schenkungen mussten auch diese Bände in den Hauptbestand eingearbeitet werden. Als nach Kriegsende 1945 die Sachgruppen neu aufgestellt wurden, befanden sich jedoch immer noch Reste der Virchow-Bibliothek im Depot. Die Anzahl der erst nach Jahrzehnten eingearbeiteten Werke war nicht zu ermitteln.

Eine neue Etappe für die Hinterlassenschaft Virchows begann nach der Vereinigung der Berliner Stadtbibliothek und der Amerika-Gedenkbibliothek zur Stiftung Zentral- und Landesbibliothek Berlin. Zu Beginn der 2000er-Jahre wurden die noch auffindbaren Bücher und Periodika aus dem Hauptbestand wieder herausgenommen und so die heutige Sammlung Virchow in den *Historischen Sammlungen* der Zentral- und Landesbibliothek Berlin zusammengetragen. Der zugehörige Katalog weist über 1 000 Titel aus. Die Zuordnung der Werke zu einzelnen Disziplinen offenbart ein enormes Spektrum an Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften. Dabei zeigt sich allerdings ein starkes Ungleichgewicht zwischen den vertretenen 24 Sachgebieten. Insbesondere der geringe Anteil von Büchern aus den bevorzugten Tätigkeitsfeldern Virchows verdeutlicht, dass Teilbestände aus manchen Disziplinen stark dezimiert sind. Da es weder einen eigenen Katalog von Virchow noch ein gesondertes Zugangsbuch gibt, fehlt eine genaue Übersicht über die ursprünglich eingearbeiteten Titel. Der tatsächlich als Schenkung übernommene Bestand dürfte größer gewesen sein. Folglich lässt die heutige Sammlung Virchow keinerlei Rückschlüsse auf Umfang und thematische Zusammensetzung der von Virchow hinterlassenen Bibliothek zu. Der Online-Katalog der Zentral- und Landesbibliothek Berlin ermöglicht die Nutzung dieser Sammlung, die den größten verfügbaren Anteil der Virchow-Bibliothek darstellt.

Eine weitere Institution, die von Virchows Erben „eine große Schenkung“ erhielt, war das Pathologische Institut der Universität Berlin.¹⁸ Mehr als ein Jahrhundert lang gehörte der literarische Virchow-Nachlass zum wissenschaftlichen Buchbestand im Institut. Das Ende der Sondersammlung kam 2002/03 mit der Auflösung der Institutsbibliothek. Der gesamte Buch- und Zeitschriftenbestand wurde gesichtet und danach aufgeteilt. Nicht wenige Werke wurden ausgesondert. Ein nennenswertes Kontingent wurde nach der Auflösung der Bibliothek des Pathologischen Instituts vom Berliner Medizinhistorischen Museum der Charité¹⁹ übernommen und verblieb somit an der einstigen Wirkungsstätte Virchows. Neben dem Exlibris enthält die Mehrzahl der Bücher eine handschriftliche Widmung der Verfasser. Unter den Kollegen, die ihre Verehrung für Virchow zum Ausdruck brachten, waren außer vielen anderen führenden Fachvertretern die späteren Nobelpreisträger Il'ja Il'ič Mečnikov und Albrecht Kossel. Die übernommenen 177 Werke umfassen eine große Vielfalt von Themen sowohl aus theoretisch-experimentellen als auch aus klinischen Fächern der Medizin. Die Konzentration auf medizinische Literatur entspricht dem Charakter des Museums als Stätte medizinhistorischer Wissensvermittlung und Forschung.

Bei der Suche nach Resten der verstreuten Sondersammlung aus dem Pathologischen Institut fanden sich auch in den Altbeständen der Bibliothek des Instituts für Geschichte der Medizin und Ethik in der Medizin in Berlin-Dahlem einige Werke mit dem Exlibris von Virchow. In der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin sind ebenfalls einige Titel aus der Virchow-Bibliothek registriert. Dagegen verliefen die Recherchen in den anderen großen Berliner Bibliotheken erfolglos.

Es sind nicht allein die schriftlichen Hinterlassenschaften, die in Berlin an Virchow erinnern. Überdies gibt es von ihm so viele bildliche und plastische Darstellungen wie kaum von einem anderen prominenten Arzt der Charité. Eine große Auswahl von Bildern aus verschiedenen

Lebensphasen wird in der Grafischen Sammlung der Stiftung Stadtmuseum Berlin aufbewahrt. Mehrere Plastiken sind in der Charité wie auch außerhalb des Universitätsklinikums im sogenannten Medizinerviertel zu finden.²⁰

Bernhard Afinger schuf 1882 eine Marmorbüste Virchows, die einst in der Aula der hauptstädtischen Universität und später im Pathologischen Museum der Charité stand. Zu Beginn der 1950er-Jahre wurde die Büste als Teil eines Denkmals im Charité-Garten aufgestellt. Da sich das Marmorwerk für eine dauerhafte Außenaufstellung als ungeeignet erwies, kam das Original in einen Innenraum und befindet sich heute im Foyer des Verwaltungsgebäudes der Charité. Von der Marmorbüste wurden vor einiger Zeit zwei Bronzekopien gefertigt. Der eine Bronzeabguss ist wieder Teil eines Außendenkmals. Die Büste steht auf einem neu gestalteten, steinernen Piedestal am Virchowweg 15 vor seiner einstigen Wirkungsstätte, dem Pathologischen Institut der Charité in Berlin-Mitte. Der zweite Bronzeabguss befindet sich in der Geschäftsstelle der Berliner Medizinischen Gesellschaft im Langenbeck-Virchow-Haus, in dem Virchow von 1882 bis zu seinem Tod 1902 als Vorsitzender der Gesellschaft wirkte.²¹

Aus Anlass des 70. Geburtstages von Virchow 1891 fertigte Heinrich Walger eine Marmorbüste, die sich im Berliner Medizinhistorischen Museum der Charité befindet. Diese Büste kann als Gipsabguss käuflich erworben werden und gehört zu den fragtesten Objekten der Gipsformerei der Staatlichen Museen zu Berlin.

Unweit der Charité in Berlin-Mitte steht auf dem Karlplatz ein Virchow-Denkmal. Das 1910 fertiggestellte Monument wurde von dem Bildhauer Fritz Klimsch und dem Architekten Alfred Messel geschaffen, die als Sieger aus einem Denkmalwettbewerb hervorgegangen waren. Es gilt als neuer Typus eines Gelehrtendenkmals. Auf einem massiven dreistufigen Unterbau erhebt sich ein hoher Rechtecksockel mit dorischen Ecksäulen. An der Vorderseite ist ein überlebensgroßes, seitlich von Lorbeerzweigen flankiertes Reliefbildnis aus weißem Marmor eingelassen, darunter steht der gemeißelte Name. Das Relief an der Rückseite zeigt Virchow im Kreis seiner Schüler und trägt die Stiftungsinschrift der Stadt Berlin. Das Denkmal wird von einer allegorischen Darstellung gekrönt. Eine titanische Akt-Figur, die eine Sphinx würgt, symbolisiert das Ringen des Arztes mit der Krankheit. Die Inschrift an dem monumentalen Virchow-Denkmal auf dem Karlplatz kann als Motto der vorliegenden Würdigung dieses außergewöhnlichen Gelehrten verstanden werden: „Dem grossen Forscher / seine Schüler und Freunde / ihrem Ehrenbürger / die Stadt Berlin“.



Virchow-Denkmal unweit der Charité in Berlin-Mitte. Foto: Ingo Wirth, 2021

Professor Dr. med. Dr. phil. Ingo Wirth
Mail: ingo.wirth@hpolbb.de

Anmerkungen

- 1 Zur Biografie vgl. Constantin Goschler, Rudolf Virchow. Mediziner – Anthropologe – Politiker, 2. Aufl., Köln/Weimar/Wien 2009.
- 2 Otto Schickert, Die Militärärztlichen Bildungsanstalten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens des medizinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Instituts, Berlin 1895 (Neudruck 1986).

- 3 Hermann Schmidt, Die Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen. Von 1895 bis 1910. Festschrift zur Einweihung des Neubaus der Akademie, Berlin 1910 (Neudruck 1995).
- 4 Heinz David und Peter Krietsch, Geschichte des Pathologischen Instituts der Charité, in: Charité-Annalen Neue Folge 9 (1989), S. 239–260.
- 5 Peter Krietsch und Heinz Simon, Rudolf Virchow und das Pathologische Museum der Charité Berlin, Berlin 1984.
- 6 Sophie Seemann, Von der Pathologie zur Anthropologie – Rudolf Virchows Sammlung pathologisch veränderter Schädel am Berliner Medizinhistorischen Museum der Charité (1757–1945), Med. Diss. Berlin 2013, verfügbar unter: http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_000000095192
- 7 Annette Lewerentz, Rudolf Virchow als Anthropologe und seine Bedeutung für die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, in: Zwischen Charité und Reichstag. Rudolf Virchow: Mediziner, Sammler, Politiker, hrsg. von Geraldine Saherwala, Thomas Schnalke, Konrad Vanja und Hans-Joachim Veigel, Berlin 2002, S. 123–136.
- 8 Kai Michel, Der Anti-Bode. Rudolf Virchow als Museumsgründer, in: Zwischen Charité und Reichstag. Rudolf Virchow: Mediziner, Sammler, Politiker, hrsg. von Geraldine Saherwala, Thomas Schnalke, Konrad Vanja und Hans-Joachim Veigel, Berlin 2002, S. 107–112.
- 9 Dagmar Neuland-Kitzerow, „... denn niemand kann sagen, wo die Kunst beginnt und wo die Arbeit des täglichen Lebens endet“. Das Wirken Rudolf Virchows für das „Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes“, in: Zwischen Charité und Reichstag. Rudolf Virchow: Mediziner, Sammler, Politiker, hrsg. von Geraldine Saherwala, Thomas Schnalke, Konrad Vanja und Hans-Joachim Veigel, Berlin 2002, S. 113–123.
- 10 Dietrich Brandenburg, Berlins alte Krankenhäuser. Ihre Entstehung und Entwicklung, Berlin 1974 (= Berlinische Reminiszenzen Nr. 39).
- 11 Lutz Gabriel, Rudolf Virchow und die Gründung des ersten städtischen allgemeinen Krankenhauses Berlins im Friedrichshain, in: Zeitschrift für die gesamte Hygiene und ihre Grenzgebiete 18 (1972), S. 467–471.
- 12 Heinz Simon und Peter Krietsch, Rudolf Virchow und Berlin, Berlin 1985.
- 13 Christa Kirsten, Quellen über Rudolf Virchow im Zentralen Archiv der DAW und im Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin, in: Zeitschrift für die gesamte Hygiene und ihre Grenzgebiete 18 (1972), S. 426–429.
- 14 Heinrich Meisner, Rudolf Virchows Nachlaß im Literaturarchiv. Ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstag, in: Preußische Jahrbücher 186 (1921), S. 119–122.
- 15 Annette Lewerentz, Die ehemalige Bibliothek der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Rekonstruktion ihrer Bestandsgeschichte und -bedeutung anhand von Archivalien, in: Mitteilungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 30 (2009), S. 47–56.
- 16 Vgl. Geschichte der Berliner Medizinischen Gesellschaft, online unter: www.berliner-medizinische-gesellschaft.org, Zugriff am 8. April 2021.
- 17 Peter P. Rohrlach, Berliner Stadtbibliothek, in: Friedhilde Krause (Hrsg.), Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland, Bd. 14, Berlin Tl. 1, Hildesheim 1995, S. 222–246.
- 18 Johannes Orth, Das Pathologische Institut in Berlin, in: Johannes Orth (Hrsg.), Arbeiten aus dem Pathologischen Institut zu Berlin. Zur Feier der Vollendung der Instituts-Neubauten, Berlin 1906, S. 1–76.
- 19 Peter Krietsch und Manfred Dietel, Pathologisch-Anatomisches Cabinet. Vom Virchow-Museum zum Berliner Medizinhistorischen Museum in der Charité, Berlin/Wien 1996.
- 20 Stefanie Endlich und Bernd Wurlitzer, Skulpturen und Denkmäler in Berlin, Berlin 1990; Angelika Keune, Gelehrtenbildnisse der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 2000.
- 21 Gabriele Laschinski und Ivar Roots (Hrsg.), Das Entstehen der modernen Medizin. Vorträge vor der Berliner Medizinischen Gesellschaft von 1860 bis 1935. Berlin 2018, S. 71–92.

Bericht einer Spurensuche

Von *Tabea Klaus*

Am 2. November 2021 schloss der Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, einen Vertrag mit dem Theodor-Fontane-Archiv der Universität Potsdam über die Dauerleihgabe von 189 Autographen an und von Theodor Fontane (vgl. *Mitteilungen* 4/2021, S. 301 f.). Wie es zu der Vertragsunterzeichnung gekommen ist und welch interessantes Puzzlespiel die Überprüfung der Schriftstücke war, die der Vertragsunterzeichnung vorausging oder vielmehr überhaupt erst zu dieser führte, möchte dieser Beitrag berichten. Die verschlungenen Wege der Bibliotheksbestände des Vereins für die Geschichte Berlins seit seiner Gründung im Jahr 1865 wurden bereits von Martin Mende im Heft 1/2021, S. 171 ff., der *Mitteilungen* ausführlich dargestellt¹, weshalb an dieser Stelle nur kurz die für das Projekt zentralen Eckpunkte rekapituliert werden sollen.

Am 9. Oktober 1933 wurde der Nachlass von Theodor Fontane, der sich bis zu diesem Zeitpunkt in Familienbesitz befand, durch das Auktionshaus Meyer & Ernst in Berlin versteigert. Der Verein für die Geschichte Berlins (VfdGB), der seit 1924 auf Anregung des damaligen Vereinsbibliothekars Felix Hasselberg gezielt Autographen erwarb, trat als Bieter in Erscheinung. Nachweis hierüber gibt das im Theodor Fontane Archiv (TFA) befindliche Exemplar des „Versteigerungskatalogs Nr. 35 für die Versteigerung der Dichternachlässe von Theodor Fontane und August von Kotzebue am 09.10.1933 in Berlin W 35, Lützowstraße 29“, welches dem TFA von der Fontane-Forscherin Charlotte Jolles hinterlassen wurde. In dem Katalog finden sich zahlreiche handschriftliche Notizen zu Käufern und Preisen der versteigerten Objekte, auch der VfdGB wird mehrfach als Käufer genannt. Demnach erwarb der Verein neben ausgewählten Objekten, wie Fontanes Dichter-Orden, zahlreiche bedeutende Konvolute von Briefen an Fontane. Insgesamt umfasste die Autographen-Sammlung des Vereins laut der von Felix Hasselberg veröffentlichten Bestandsübersicht aus dem Jahr 1934² bereits mehr als tausend Einzelstücke. Auch in den Jahren danach wurden weitere Autographen erworben³.

1941 schloss die Stadt Berlin einen Vertrag mit dem VfdGB, welcher unter anderem die räumliche Anbindung des Vereins an die Berliner Stadtbibliothek (BStB) beinhaltete.⁴ Entsprechend der getroffenen Vereinbarungen sollten die Bestände des Vereins unter Vorbehalt seines Eigentums als ständige Leihgabe in die Stadtbibliothek überführt und im Magazin gesondert aufgestellt werden. Die im Magazin aufbewahrten Bestände sollten nicht nur den Vereinsmitgliedern, sondern allen Leserinnen und Lesern der Stadtbibliothek zur Verfügung stehen. Der Vertrag wurde aufgrund der Kriegereignisse nicht mehr umgesetzt. Es kam aber dennoch in dessen Folge bereits zu einer Teilauslagerung der Buchbestände in die Stadtbibliothek, wodurch sie bei dem Luftangriff auf Berlin am 23. November 1943 unversehrt blieben. Die Autographen-Sammlung des Vereins wurden laut einer Notiz des Schatzmeisters Arthur Lessing aufgrund des besonderen Wertes dauerhaft



Unterzeichnung eines Leihvertrages über Fontane-Autographen zwischen dem Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, und dem Theodor-Fontane-Archiv der Universität Potsdam am 2. November 2021 im Kreis der Damen und Herren unseres Vereins. Am Tisch links unser Schriftführer Dr. Dietmar Peitsch, rechts unser Vorsitzender Dr. Manfred Uhlitz, Foto: Elisabeth Stegmann

in einem Bankschließfach aufbewahrt. Dieses wurde nach Kriegsende aufgebrochen, jedoch nicht vollständig geplündert, so dass von den geretteten Handschriften später der größte Teil in die Stadtbibliothek gelangte. Teile der Sammlung des Vereins gelangten aber auf den Autographen-Markt. 26 Briefe Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze, eines der Gründungsmitglieder des Vereins, wurden 1956 vom Deutschen Literaturarchiv Marbach auf einer Auktion erworben⁵. Der Rest dieses ehemals 42 Briefe umfassenden Konvoluts gilt, ebenso wie weitere Autographen der einstigen Sammlung des VfdGB im Jahr 1945, als verschollen.

Das Theodor-Fontane-Archiv wurde 1935 von der brandenburgischen Provinzialverwaltung als Literaturarchiv gegründet. In den 1960er und 1970er Jahren stellten die Staatsbibliothek Berlin und die Humboldt-Universität ihre Fontane-Autographen dem TFA als Dauerleihgaben zur Verfügung, um der Forschung und der Öffentlichkeit den möglichst umfangreichen, zentralen Zugang zu diesen Materialien zu ermöglichen. In den 1970er Jahren übergab auch die BStB zahlreiche der zu diesem Zeitpunkt in ihrem Besitz befindlichen Fontane-Handschriften an das TFA. Der damalige Leiter des Archivs, Joachim Schobetz, bestätigte der BStB im Dezember 1978 die Dauerleihgabe von 150 Briefen, als Leihgeberin wird im Vertrag die BStB genannt. Der Bestand wird im TFA seither unter den Signaturen BS 1 bis BS 53 geführt. Am 5. Mai 1992 bestätigte Dr. Manfred Horlitz, der zu diesem Zeitpunkt der Leiter des TFA war, noch einmal die Dauerleihgabe der BStB und bezifferte deren Umfang auf 189 Handschriften.

Nach der Wiedervereinigung kam es 1995 zum Zusammenschluss der Amerika Gedenkbibliothek (AGB) und der BStB zur Zentral- und Landesbibliothek Berlin (ZLB). Teil des am 25. August 2003 erneuerten Leihvertrages zwischen dem TFA und der ZLB ist eine detaillierte Beschreibung der einzelnen Handschriften. Als Eigentümerin wird die ZLB genannt. Die BStB und später die ZLB nahmen die Aufgabe der Bestandsverwahrung für den Verein verantwortungsbewusst wahr. Aufgrund der politischen Entwicklungen und Ereignisse kam es jedoch teilweise zu einer Vermischung der Bestände und das Wissen um die ursprünglichen Zusammenhänge ging verloren. Nur so lässt es sich erklären, dass die Dauerleihgabe zwischenzeitlich als Eigentum der BStB bzw. der ZLB angesehen wurde.

Ein erster Vergleich der im Vertrag des TFA mit der ZLB von 2003 detailliert beschriebenen Handschriften und den Namen ihrer Verfasserinnen und Verfasser mit dem von Hasselberg 1934 veröffentlichten Autographen-Verzeichnis des VfdGB gab jedoch Hinweise, dass es sich bei den Autographen wenigstens teilweise um das Eigentum des VfdGB handeln könnte. Die daraufhin vom VfdGB bei der ZLB angefragte Sichtung der bisherigen Dauerleihgabe der ZLB an das TFA führte schließlich zu dem Projekt im Rahmen meines Bibliotheksreferendariates an der ZLB (2019–2021). Da ich vor meinem Referendariat für einen längeren Zeitraum als wissenschaftliche Hilfskraft im TFA tätig gewesen war, bot sich ein entsprechendes Vorhaben besonders an. Das Ziel des Projektes im Mai 2020, mit dem ich durch den damaligen Leiter der Berlin-Sammlung an der ZLB, Dr. Johannes Fülberth, beauftragt wurde, bestand darin, Hinweise auf den Eigentümer der Autographen zu ermitteln und so Licht in die Frage nach den Besitzverhältnissen der Handschriften zu bringen.

Die Sichtung der unter der Signatur BS 1 bis BS 53 geführten Sammlung im TFA erwies sich als spannende Spurensuche. In den Mappen der einzelnen Signaturen im Fontane Archiv befinden sich jeweils ein Brief oder mehrere Briefe von Zeitgenossen Fontanes wie Paul Heyse, Julius Rodenberg oder Theobald von Rohr oder von verschiedenen Mitgliedern einer Familie, beispielsweise der Familie von Wangenheim. Ergänzend zu den Briefen fand sich in 43 von 53 Mappen jeweils ein Blatt mit einer handschriftlichen Beschreibung, hier als *Inventarzettel* bezeichnet (vgl. Abb. 2). Auf diesem sind in der Regel der oder die Verfasser der jeweiligen Briefe, das Datum des jeweiligen Schriftstücks sowie ein *Regest* festgehalten. Diese Inventarzettel stellten sich als ergiebige Informationsquelle für die Recherche heraus.

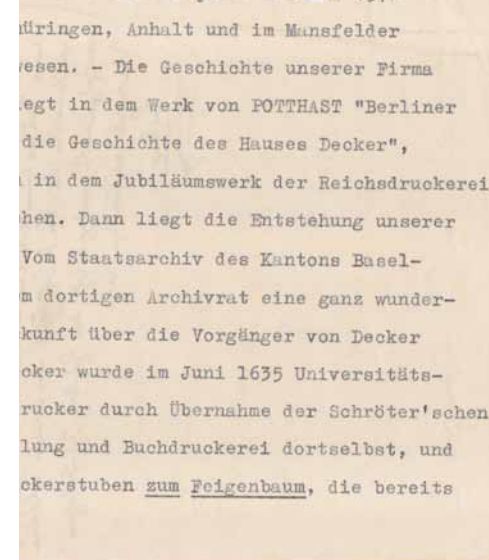
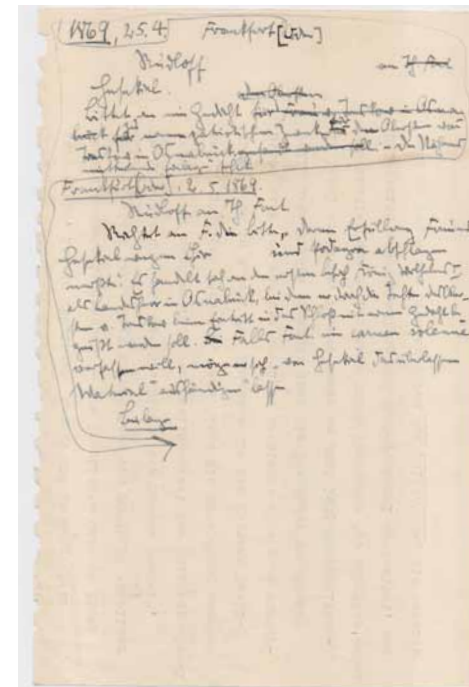


Abb. 1: Inventarzettel von BS 40_Rudloff, Ausschnitt der Vorder- und Rückseite

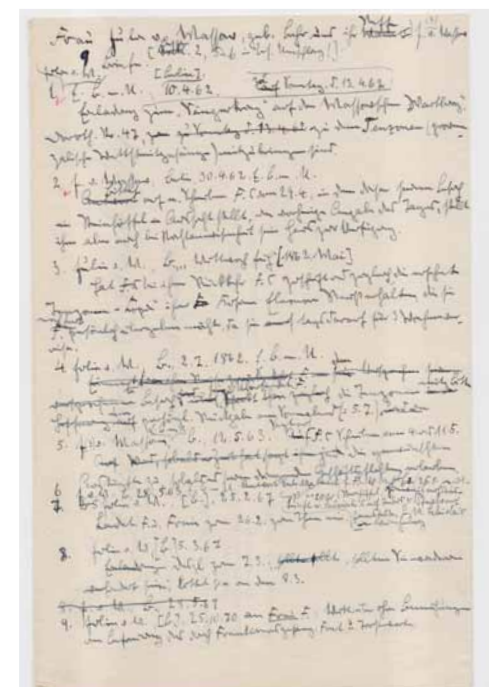
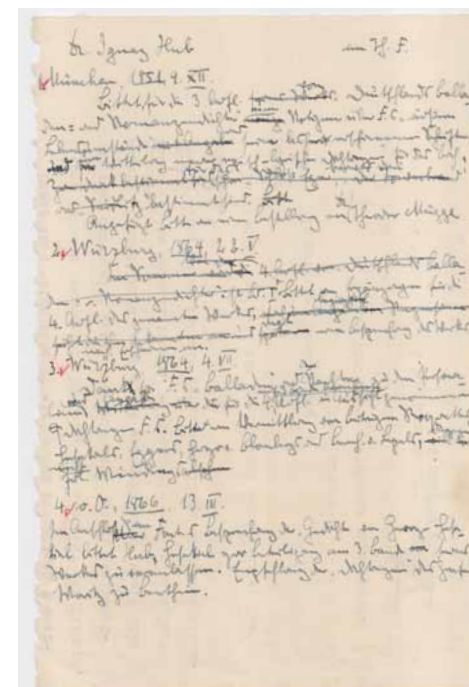


Abb. 2: Inventarzettel BS 16_Hub (links) und BS 27_Massow (rechts)

Mit Hilfe einer vom VfdGB zur Verfügung gestellten Schriftprobe von Felix Hasselberg, dem Vereinsbibliothekar zur Zeit des Ankaufs der Fontane Autographen, konnte dieser anhand seiner charakteristischen Handschrift als Verfasser der Inventarzettel identifiziert werden. Neben diesem zweiten deutlichen Hinweis auf eine Verbindung zwischen den Autographen und dem VfdGB veranschaulichen die Inventarzettel sehr gut die von Hasselberg vorgenommene Ordnung und Gruppierung der Autographen sowie die von ihm für relevant erachteten Informationen, um einen raschen Zugang zu den Sammlungsobjekten bzw. der jeweiligen Gruppe von Schriftstücken zu ermöglichen. Noch spannender als die Vorderseiten der Inventarzettel erwiesen sich bei der Recherche die Rückseiten der hierfür verwendeten Blätter. Papier war in den 1930er Jahren eine kostbare Ressource und Felix Hasselberg war ein sparsamer Mensch, der so weit als möglich auch die unbeschriebene oder unbedruckte Rückseite von vorhandenem Papier verwendete. So findet sich auf den Rückseiten der Inventarzettel ein faszinierendes Stück Zeitgeschichte. Mehrfach benutzte Hasselberg für seine Inventarzettel den Kopfbogen der Fabrik für Damenmäntel von Ludwig Cronheim in der Beuthstraße 9 am Spittelmarkt (Abb. 3).

Die Rückseiten der für die Inventarzettel geviertelten und halbierten Blätter ließen sich teilweise wie Puzzleteile verbinden, wobei die Zacken der Schnittkanten oder Striche auf den Rückseiten wertvolle Zusatzinformationen für die ursprüngliche Anordnung darstellten. Die durch die Zusammensetzung lesbar gewordenen Dokumente gaben wiederum häufig eindeutige Hinweise auf den VfdGB und ermöglichten zugleich eine zeitliche Einordnung der inhaltlichen Erfassung der Autographen durch Felix Hasselberg.

So findet sich auf den Rückseiten der Inventarzettel von BS 34 und BS 35, dem Schreiben der Frau eines verstorbenen Vereinsmitglieds, das Datum des Posteingangs vom 12. April 1934 als früheste zeitliche Verortung. Auf der Rückseite von BS 13 ist der Posteingangsstempel vom 16. November 1938 als spätestes Datum zu sehen.

Die Rückseiten der Inventarzettel von BS 33 und BS 23 (Abb. 4), die zusammengesetzt leider nur die Hälfte des ursprünglichen Schriftstücks mit einer Liste von Vereinsmitgliedern ergeben, tragen den Briefkopf des Vereins für die Geschichte Berlins.

Durch die Zusammensetzung der Inventarzettel von BS 16, 20, 26 und 40 kam ein zweiseitiger Brief des Verlagsbuchhändlers Schenck in R. v. Decker's Verlag an ein Vereinsmitglied zum Vorschein, den Stadtarchivar Ernst Kaerber.

Für die durch das Projekt angestrebte Ermittlung des Eigentümers der Autographen dienten gemeinsam die nachfolgenden Informationsquellen als Hinweis

- der Versteigerungskatalog aus dem Besitz von Charlotte Jolles
- die von Felix Hasselberg veröffentlichte Übersicht über die Autographensammlung des VfdGB aus dem Jahr 1934 sowie

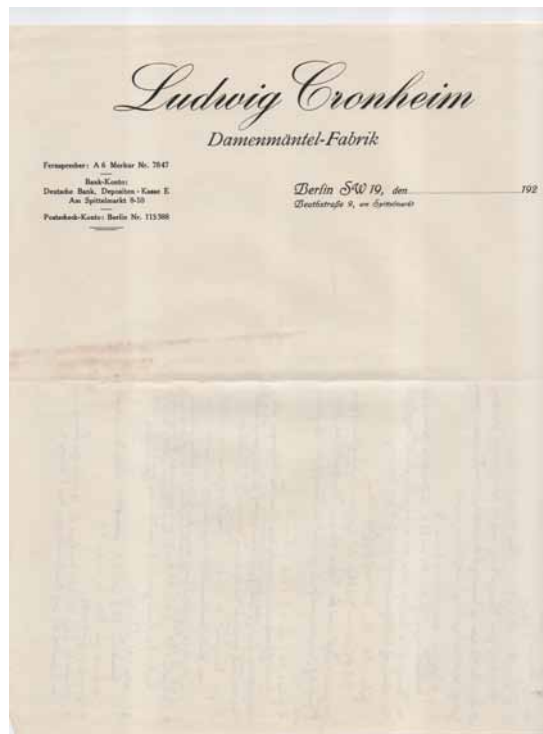


Abb. 3: Inventarzettel BS 27_Massow_Rückseite

- die Inventarzettel mit der Schrift des Vereinsbibliothekars Felix Hasselberg, wobei ergänzend mehrere der für die Inventarzettel verwendeten Blätter inhaltlich eine eindeutige Verbindung zum VfdGB aufweisen.

Allein für 32 der 53 Signaturen finden sich in allen drei der herangezogenen Informationsquellen Hinweise auf den VfdGB als Eigentümer der zugehörigen Schriftstücke, für 17 weitere Signaturen verweisen zwei der Quellen auf den Verein.

Eine besondere Stellung in der Sammlung nehmen die Signaturen BS 49 bis BS 53 ein, unter welchen sich unter anderem zwei Briefe Fontanes an den Verein befinden sowie ein Gedicht Fontanes – der Prolog zum 25jährigen Bestehen des Vereins für die Geschichte Berlins. Diese Schriftstücke weisen einen eindeutigen inhaltlichen Bezug zum VfdGB auf, weshalb das ursprüngliche Eigentum des Vereins für diese Signaturen offensichtlich ist. Nach der Überprüfung und Auswertung aller Hinweise konnte als Projektergebnis die vollständige Sammlung, die im TFA unter den Signaturen BS 1 bis BS 53 aufbewahrt wird, als Eigentum des Vereins für die Geschichte Berlins identifiziert werden.

Mit der Vertragsunterzeichnung über die Dauerleihgabe der 189 Autographen des VfdGB findet das Projekt, das nur durch den Einsatz und die bereitwillige und umfangreiche Unterstützung aller Beteiligten – das TFA, den VfdGB und die ZLB – realisiert werden konnte, einen würdigen Abschluss. Es ist äußerst erfreulich, dass die Autographen der Sammlung die Wirren der Kriegs- und Nachkriegszeit aber auch die nachfolgenden Jahre nicht zuletzt aufgrund der Sorgfalt der BStB und der ZLB so wohlbehalten überstanden haben. Und ebenso ist es sehr

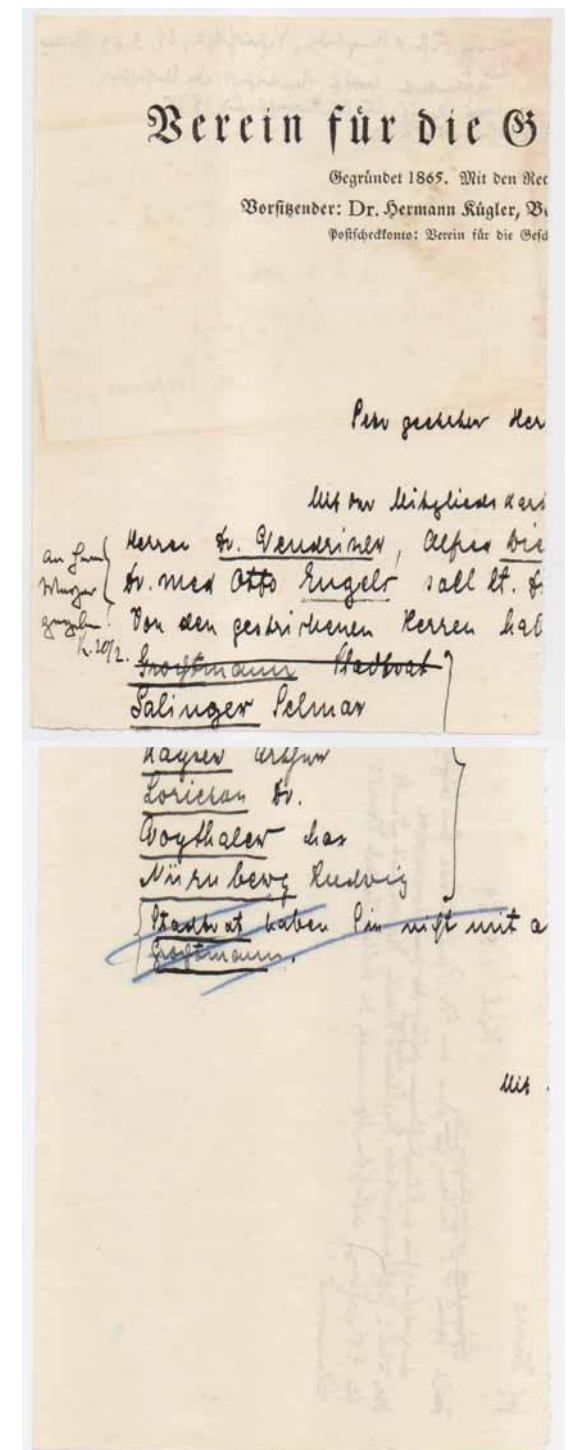


Abb. 4: Rückseite Inventarzettel BS 33_Ompteda und BS 23_Kruse

erfreulich, dass die bisherige Leihgabe an das TFA durch die ZLB nun mit der Zustimmung des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, auch weiterhin im Fontane Archiv aufbewahrt werden kann und der Forschung und der Öffentlichkeit zur Verfügung steht.

Tabea Klaus
Mail: klaus@sub.uni-goettingen.de

Anmerkungen

- 1 Vgl. Martin Mende (2009): „Vom Berliner Rathaus zum Deutschen Dom. Bibliothek und Archiv des Vereins für die Geschichte Berlins 1865 bis 1945“, in: *Mitteilungen* des Vereins für die Geschichte Berlins, 4/2009, S. 258–268. Martin Mende (2015), *Chronik des Vereins für die Geschichte Berlins e.V. (VfdGB) Gegründet 1865 (= Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., Heft 65)*, S. 137–154. Martin Mende (2021): „Das Schicksal der Autographen-Sammlung des Vereins für die Geschichte Berlins (VfdGB)“, in: *Mitteilungen* des Vereins für die Geschichte Berlins 1/2021, S. 171–175.
- 2 Felix Hasselberg (1934): *Die Autographensammlung des Vereins für die Geschichte Berlins. Eine Übersicht über den Bestand im Juni 1934*. Berlin: Selbstverlag des Vereins für die Geschichte Berlins (Verbesserter Sonderabdruck aus dem Beiblatt zur Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins, Jg. 1934, Nr. 2 und 3).
- 3 Vgl. Mende (2021), S. 171.
- 4 Der Vertragstext ist bei Mende (2009) veröffentlicht.
- 5 Vgl. zu den Holtze-Briefen: Klaus-Peter Moeller (2021): „Fontanes Briefe an Friedrich Wilhelm Holtze“, in: *Mitteilungen* des Vereins für die Geschichte Berlins 1/2021, S. 167–171.

100 Jahre AVUS in Berlin 1921–2021

Ein spannender Filmabend über die Geschichte der legendären Rennstrecke und Geschwindigkeitsrekorde

Von der Pferdedroschke bis zum *Silberpfeil*: Bewegung und Geschwindigkeit faszinierten seit jeher. Das Automobil als Ikone des Fortschritts verzeichnete einen gigantischen Siegeszug. Expansive Industriezweige entwickelten sich hieraus wie beispielsweise aerodynamisches Design, widerstandsfähige Reifen, kraftvolle Motoren, billiger Treibstoff. Dem Motorrennsport huldigten seinerzeit viele sensationsverliebte Berliner. Ihre Idole, die sich trotz wiederholter Todesgefahr dem „Kampf um Meter und Sekunden“ (Manfred von Brauchitsch) widmeten, waren Fritz von Opel, Rudolf Caraciola, Hermann Lang, Bernd Rosemeyer, Hans Stuck und viele mehr. Die Zäsur erfolgte im Ersten Weltkrieg. Danach ging es mit irrsinnigen Geschwindigkeits-Rekordversuchen erst richtig los. Der beliebte Rennfahrer Bernd Rosemeyer verunglückte auf einer hessischen Autobahn vermutlich durch starke Windböen in seinem mit 420 Stundenkilometern dahingleitenden Stromliniengefährt. Lorbeerkränze winkten den Siegern, weiße Lilien den Todesfahrern.

Die Rennstrecken stilisierten sich zu Erlebniswelten. Eine davon war die berühmte AVUS. Zunächst als 'Automobil-Verkehrs- und Übungsstraße', letztlich mit Finanzierungshilfe des Industriemagnaten Hugo Stinnes gebaut und am 24./25. September 1921 mit einem grandiosen Rennwochenende eröffnet, ging sie in die Verkehrsgeschichte Berlins ein. Damals fuhr Fritz von Opel mit 128,84 Stundenkilometern die schnellste Runde. Sieben Jahre danach erreichte er während einer Rekordfahrt mit seinem Raketenauto RAK2 eine Geschwindigkeit von 238 Stundenkilometern. Die resolute Stinnes-Tochter Clärenore drang früh in die Männerdomäne ein und erwarb sich mit siebzehn Siegen meist gegen männliche Konkurrenten einen weiten Ruf als erfolgreichste Rennfahrerin Europas.

Die AVUS 1951 vom Funkturm gesehen,
Sammlung Tank



Dem entfesselten Technikkult verdankte die AVUS ihre Entstehung. eindrucksvoll ist bis heute das Verwaltungsgebäude mit Zielrichterturm und – seit 1951 obenauf – dem dreizackigen Mercedes-Stern. Ebenso spektakulär waren die 200 Meter lange Tribüne für 4 000 Zuschauer, die dramatische Nordkurve sowie die heutzutage kaum mehr erkennbare Südkurve. Rund 200 Lautsprecher säumten die ursprünglich 19 Kilometer lange Strecke und übertrugen lautstark das kommentierte Renngeschehen.

Der Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, veranstaltete am 22. September 2021 einen besonderen Filmabend mit dem Titel *100 Jahre AVUS in Berlin 1921–2021*. Die spannende Einleitung präsentierte die versierte Fotografin und Dokumentarin Christine Kisorsy. Die gezeigten Stummfilmszenen mit Auto- und Motorrad stammten allesamt aus der Frühzeit des technischen ‚Volksports‘, den später die Sportkommentatoren im NS-Jargon als „Kampf um Erfolg und Ehre der Nation“ uminterpretierten. Während des Zweiten Weltkriegs blieben die Stromlinienkarossen in ihren Werkstattboxen. Sechs Jahre danach, 1951, starteten die attraktiven Autorennen auf der AVUS erneut. Die steile Nordkurve wurde im Jahr 1967 abgerissen und durch eine abgeflachte ersetzt. Am 26. April 1998 wurde der Rennbetrieb dauerhaft eingestellt und das denkmalgeschützte Verwaltungsgebäude samt der im Jahr 1937 errichteten Zuschauertribüne dämmerten dahin.

Im Anschluss der erinnerungswürdigen Filmvorführung konnte Dr. Manfred Uhlitz den Bauherrn der inzwischen neugestalteten AVUS-Tribüne, Hamid Djadda, herzlich begrüßen. Aus dem Gespräch mit dem sympathischen Iraner erfuhren die Anwesenden mehr von der spektakulären, gemeinsam mit dem Hamburger Star-Architekten Christoph Janiesch seit 2018 zum Erfolg geführten Bauaktion: Erneuerung des Daches, Sanierung der Tribüne inklusive des Einbaus eines Glas-Kubus‘, „konzipiert als Eventfläche“, diverse Büroräume sowie ein komplettes Studio für den Sender ‚Hauptstadt TV‘. Die Investitionskosten lägen bei rund 9 Millionen Euro, deren Amortisation sei auf 16 Jahre angelegt, so Hamid Djadda. Zwischenzeitlich wurde bereits ein Mietvertrag über zehn Jahre abgeschlossen. Der erfolgsgewohnte Unternehmer erzählte zudem, dass die Bauarbeiten immer nur während der Berliner Ferienzeiten aufgenommen werden durften und die Bauzeit sich somit erheblich verlängerte. Die Wiedereröffnung fand am 24. September 2021 statt.

Mathias C. Tank
Pressesprecher des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865

Zum restaurierten Grab von Louis Schneider

Als der Geheime Hofrat Louis Schneider, Vorsitzender der Geschichtsvereine in Berlin und Potsdam, an einem sehr kalten Wintertag, dem 19. Dezember 1878 zur letzten Ruhe gebettet wurde, war der am 8. August 1866 eingeweihte Neue Friedhof in Potsdam noch ein wirklich neuer Begräbnisplatz. Eine Friedhofskapelle oder Leichenhalle gab es hier erst nach 1886, nur auf dem Alten Friedhof gab es eine 1851 erbauten Kapelle mit Leichenhalle. Das war aber kein Mangel, denn wie zu dieser Zeit noch üblich, hatte sich in der Trauerwohnung Neue Königstraße 53 (jetzt Berliner Straße 139) eine sehr zahlreiche Trauergemeinde aus Berlin und Potsdam versammelt. Vom Berliner Geschichtsverein waren Vorstandsmitglieder gekommen, der Potsdamer Geschichtsverein war mit seinen wenigen Mitgliedern fast vollzählig erschienen. Dazu Hofbeamte, Offiziere, Oberbürgermeister



Grab von Louis Schneider, Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins von 1868 bis 1878 auf dem Neuen Friedhof Potsdam am 6. November 2021, Foto: Manfred Uhlitz

Boie, Stadtverordnetenvorsteher Hoffmann, Magistratsbeamte, Mitglieder der Freimaurerloge Minerva, Abgeordnete des Berliner Königlichen Theaters und des Potsdamer Schauspielhauses, Hofbuchdrucker Hayn, Schneiders „Leib-Droschkenkutscher“ Fahrenholtz aus Berlin, natürlich auch viele Freunde und Verwandte. Die Gedächtnisrede hielt der Hof- und Garnisonsprediger Rogge, zu dem Schneider seit dem gemeinsamen Aufenthalt in Versailles 1871 in näherer Beziehung stand. Diese Trauerrede stand unter dem Bibelwort „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des

Lebens geben“ (Offb. Joh. 2, 10). Nach der Feier bewegte sich ein großartiger Trauerzug unter den Klängen des Musikkorps der Garde-Husaren, auch unter Beteiligung von Hofkutschen über die Lange Brücke zum Neuen Friedhof. Den Sarg trugen Unteroffiziere des Garde-Husarenregiments und des Lehr-Infanteriebataillons. Einen freundlichen, treffenden Nachruf druckte ein Berliner Blatt am 19. Dezember 1878 mit dem Vers:

*Ein braves Herz hat ausgeschlagen,
Legt auf sein Grab drei frische Reiser,
An dieses Mannes Sarge klagen
Berlin, die Musen und sein Kaiser.*

Wer war dieser gerühmte und vielseitig tätig gewesene Mann, zuletzt als Pressereferent des Königs und späteren Kaisers Wilhelm I., zu dem er in besonderem Vertrauensverhältnis stand. Eine kurze biografische Abhandlung hat 2005 in den *Mitteilungen* des Vereins für die Geschichte Berlins über seinen Weg vom Schauspieler zum Hofbeamten berichtet (Klaus Arlt: Louis Schneider 1805–1878, *Mitteilungen* 2/2005, S. 193–199). In aller zusammenfassenden Kürze war er Schauspieler und Sänger, Regisseur, Autodidakt, Hofbediensteter, Potsdamer Stadtverordneter, rastloser Organisator, Teetrinker und fast Antialkoholiker, Nichtraucher, Freimaurer, Taubenzüchter, Schriftsteller, Sprachgenie und -lehrer, Theaterdichter, Frohnatur, Sammler, Heimatforscher, Wohltäter, Hobbygärtner, lebenslanger kompromisslos bekennender Monarchist mit besonderer Vorliebe für das Militär.

Auf dem Erbbegräbnis folgte Louis Schneider 1886 seine Ehefrau Ida, geborene Buggenhagen, die er in seiner Theaterzeit als Chorsängerin kennenlernte und 1832 heiratete sowie 1912 seine ledige Tochter Johanna Deren Jugendliebe war ein Offizier aus dem Grafenstande, die Ehe scheiterte aber an den Standesgrenzen.

Klaus Arlt

Dr. Klaus Arlt führte die Damen und Herren unseres Vereins am 6. November 2021 auf dem Neuen Friedhof Potsdam zum Grab von Louis Schneider sowie zu Gräbern seiner Zeitgenossen (vgl. Mitteilungen, 4/2021, S. 295 und 302).

Ehrung für unser 1945 ermordetes Mitglied Dr. Hans Koch

Hans Koch wurde 1893 im ostpreußischen Bartenstein (heute Bartoszyce) geboren. Im Frühjahr 1914 schlug er die Offizierslaufbahn ein, wurde in der Marne-Schlacht 1914 schwer verwundet und geriet in Kriegsgefangenschaft. Nach seinem Jurastudium und einer Tätigkeit im Preußischen Handelsministerium ließ er sich 1927 in Berlin als Rechtsanwalt und Notar nieder. 1930 trat er dem Verein für die Geschichte Berlins bei. Koch war ein früherer Gegner der Nationalsozialisten. Wegen seines unerschrockenen Eintretens in einem Enteignungsprozess gegen eine jüdische Industriellenfamilie wurde er Ende 1935 ohne Gerichtsverfahren für mehrere Wochen in ‚Schutzhaft‘ genommen. 1937 gehörte er zu den Verteidigern von Martin Niemöller und Hermann Ehlers. Während des Zweiten Weltkriegs nahm er offenbar Verbindungen zu zivilen wie auch militärischen Widerstandsgruppen auf und wurde im Januar 1945 verhaftet. Ein Sonderkommando des Reichssicherheitshauptamts erschoss ihn wenige Tage vor der Kapitulation in der Nacht vom 23. auf den 24. April 1945. Der Gemeindegemeinderat Nikolassee beschloss, seine auf dem Kirchhof Nikolassee aufgelassene Grabstätte mit dem noch erhaltenen gebliebenen Grabstein wiederherzustellen. Er trägt die Inschrift:

*Das Leben ging, die Ehre nicht verloren,
Er hat gekämpft für Freiheit, Ehre, Recht,
Getreu der Fahne, der er zugeschworen.*

Koch war unter einer Regierung Goerdeler als Reichsgerichtspräsident vorgesehen. Der Senat von Berlin hat das Grab in die Liste der Ehrengräber aufgenommen. Bei einem Rundgang durch Nikolassee am 21. Oktober 2021 hatten die Damen und Herren unseres Vereins die Gelegenheit, die vorzüglich wiederhergestellte Grabanlage zu besichtigen.

Martin Mende

Ehrung für unser früheres Mitglied Dr. Ella Barowsky

Im März 2021 wurde der Tempelhofer Weg im Ortsteil Schöneberg auf Beschluss der Bezirksverordnetenversammlung Tempelhof-Schöneberg in Ella-Barowsky-Straße umbenannt. 1912 in Charlottenburg geboren studierte Ella Barowsky Volkswirtschaftslehre an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität und promovierte 1943 zur Dr. phil. 1945 war sie Mitbegründerin der LDP, aus der in Berlin (West) die FDP hervorging. 1951 trat Ella Barowsky dem Verein für die Geschichte Berlins bei. Bis 1955 wirkte sie als Schöneberger Bezirksbürgermeisterin, danach als Finanzstadträtin in Wilmersdorf und von 1964 bis 1975 als Direktorin des Lette-Vereins. 1977 wurde sie vom Senat mit dem Ehrentitel *Stadtälteste* ausgezeichnet. Unser Verein verlieh ihr 1991 die Fidicin-Medaille mit folgender Begründung: „Er [der Verein] will damit einer Persönlichkeit Dank und Anerkennung sagen, die für unser Gemeinwesen in mehr als vier Jahrzehnten Verantwortung getragen und Berlin in Verwaltung, Legislative und in der Berufsbildung gedient hat. Seit vierzig Jahren Vereinsmitglied, verkörpert sie den Liberalismus bester Berliner Prägung und hat ein Stück unserer Stadtgeschichte mitgeschrieben.“ Sie engagierte sich in der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, in der Deutsch-Israelischen Gesellschaft und im Verein der Freunde der Hebräischen Universität Jerusalem. Die Ehrenvorsitzende der Berliner FDP erhielt mit 91 Jahren 2003 die Louise-Schroeder-Medaille. Am 25. September 2007 verstarb sie im Alter von 95 Jahren.

Martin Mende

Wolfgang Ribbe †

Wolfgang Ribbe wurde am 3. Januar des ersten Kriegsjahres 1940 geboren. Sein Vater war Musiker, wodurch die lebenslange Liebe des Sohnes zur Musik ihre Begründung findet. Die



Wolfgang Ribbe am 28. Januar 2015 beim Festvortrag aus Anlass des 150. Gründungsjubiläums des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, in der Nikolaikirche, Foto: Eckhard Grothe

Berufswünsche seiner Generation richteten sich jedoch danach, einmal eine Familie ernähren zu können. Ein Studium der Germanistik und der Geschichte sollten ihn auf das ‚Höhere Lehramt‘ vorbereiten. Sein besonderes Interesse galt der Geschichte, Kunst und Literatur des europäischen Mittelalters. Erst im letzten Studiensemester entschied er sich für die Geschichte als Hauptfach und verfasste eine Examensarbeit über das Havelland im Mittelalter. Es folgte eine Tätigkeit als Wissenschaftlicher Assistent und 1971 seine Promotion über ein Thema des späten Mittelalters. Fünf Jahre danach habilitierte er sich mit einer Arbeit zur Geschichte der Zisterzienser in Brandenburg. Von 1978

bis 1996 hatte Wolfgang Ribbe eine Professur für die Geschichte Berlins und Brandenburgs an der Freien Universität Berlin inne. An seinem Arbeitsplatz in der *Rostlaube* prägte Ribbe Generationen von Studenten des Fachbereichs Geschichtswissenschaften. Gastvorträge führten ihn nach Frankreich, China, Japan und in die USA. Er wirkte ferner als wissenschaftlicher Berater für Fernsehproduktionen und initiierte diverse stadtgeschichtliche Forschungsprojekte oder beteiligte sich daran. Darüber hinaus edierte er Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Berlins und Brandenburgs und verfasste Standardwerke zur Geschichte unserer Region. Seine zweibändige und nunmehr in dritter Auflage vorliegende *Geschichte Berlins*, die er mit mehreren Kollegen des Friedrich-Meinecke-Instituts verfasste, gilt bis heute als bedeutendes Standardwerk.

Ribbes wissenschaftliches Profil ist gekennzeichnet durch seine an ein präzises Quellenstudium gebundene epocheübergreifende Arbeitsweise. Seine Themen überspannen den ganzen Bogen von den Siedlungsanfängen bis zu jüngsten Entwicklungen. Dies verband er mit der Fähigkeit, kompetente Fachkollegen als Herausgeber zur Mitarbeit um sich zu versammeln. Er war Autor, Organisator und Herausgeber. Dieses Vermögen war insbesondere nach der Wiedervereinigung unserer Stadt gefragt. Zunächst weitete er seine Reihe über die Berliner Verwaltungsbezirke auf Ost-Berlin aus, wodurch ‚abgewickelte‘ Kollegen zu Lohn und Brot kamen. Die von ihm angestrebte Zusammenarbeit von Historikern aus beiden Stadthälften konnte nicht ohne Konflikte und Enttäuschungen bleiben. Verdienstvoll war der Versuch. Die *Brandenburgische Geschichte* wurde dann tatsächlich ein west-östliches Gemeinschaftswerk. Einen zweiten Arbeitsplatz hatte der Historiker von 1978 an in Nikolassee als Leiter der Sektion zur Berliner Geschichte der *Historischen Kommission zu Berlin e.V.* Als deren Vorsitzender von 1996 bis 2009 bewahrte er die Institution vor ihrer Abwicklung. Auch ihre Schriftenreihen wurden während seiner Zeit gerettet und fortgesetzt. Er gab der *HiKo* immer wieder neue Impulse und Anregungen. Schließlich lenkte er den Blick über Brandenburg hinaus auf Preußen.

Der Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, war dem Verstorbenen stets eine Herzensangelegenheit. Gerne willigte er ein, als er vom Verfasser dieser Zeilen gebeten wurde, den Festvortrag zu unserem 150. Vereinsjubiläum 2015 in der Nikolaikirche zu übernehmen. Sein Thema lautete *Gedenken in Bronze und auf Porzellan*, nachzulesen im Heft 2/2015 unserer *Mitteilungen*. 2019 ehrten wir Wolfgang Ribbe durch die Verleihung unserer Fidicin-Medaille. Er nahm diese Ehrung mit großer Freude auf und äußerte, dass er die Medaille als eine seiner bedeutendsten Anerkennungen betrachte, weil sie von der im Verein repräsentierten Bürgerschaft Berlins komme! Das Thema seines aus Krankheitsgründen nicht mehr persönlich vorgetragenen Festvortrages zum

Dank für unsere Ehrung waren die Lieblingsthemen seines Lebens: Musik und Geschichte. Seinen Vortrag *Die Oper als politischer Ort* konnten wir wenige Wochen vor seinem Tod in den Mitteilungen 3/2021 veröffentlichen. Einzelheiten besprach er von seinem Krankenlager aus. Dabei kehrte deutlich spürbar frische Lebensfreude bei Wolfgang Ribbe zurück. Mit der Edition seines Textes war er ausgesprochen zufrieden und bat um 30 Freixemplare, die er an Freunde verteilen wollte. Sein Abschiedsgeschenk! Wir trauern um einen großen Freund unseres Vereins und unserer Stadt!

Manfred Uhlitz

Veranstaltungen im 1. Quartal 2022

- 1 Mittwoch, 26. Januar 2022, 19 Uhr: **„Die Geschichte des Siemens Unternehmensarchivs – Das Gedächtnis der Siemens AG“**, Vortrag mit Bildern von **Dr. Claudia Salchow**, Siemens Archiv. „Ich halte es der Ordnung wegen für nötig, dass an einer Zentralstelle das Wesentliche sich sammelt und dort mit leichter Mühe eingesehen und bearbeitet werden kann“, äußerte Wilhelm von Siemens, Sohn des Firmengründers, zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Diese *Zentralstelle*, das Siemens-Unternehmensarchiv, wurde 1907 gegründet. Heute umfassen die Bestände des zweitältesten Unternehmensarchivs Deutschlands unter anderem mehr als 10 000 laufende Meter Schriftgut, über eine Million Fotos und rund 8 000 Filme. Hinzu kommen eine Bibliothek und eine umfangreiche Sammlung historischer Exponate. Der Vortrag thematisiert anhand ausgewählter Archivalien die Geschichte dieser unternehmensinternen Institution, die als das Gedächtnis der Siemens AG bezeichnet werden kann, und gibt einen Einblick in die vielfältigen Aufgaben des Archivs. Ort: Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte, Gäste willkommen, Eintritt frei.

Sollten aufgrund des Coronavirus weiterhin Anmeldungen erforderlich sein, bitten wir Sie, um eine Mail an Kluge@DieGeschichteBerlins.de oder Ihren Anruf bei Jörg Kluge unter der Telefonnummer 0171 3065760. Bitte entnehmen Sie aktuelle Hinweise unserer Homepage.

- 2 Mittwoch, 16. Februar 2022, 19 Uhr: **„Zum 150-jährigen Bestehen der Berliner Ringbahn“**, Vortrag mit Bildern von **Sven Heinemann**, Mitglied des Abgeordnetenhauses von Berlin.



Mit der Industrialisierung und Entwicklung der Metropole entsteht die Ringbahn Ende des 19. Jahrhunderts. Neben Wohnquartieren wachsen parallel zum Schienenstrang unterschiedliche Industriestandorte. Die Eingemeindung vieler Brandenburger Städte entlang der Ringbahn führt 1920 dazu, dass der Ring auf einmal mitten in Groß-Berlin und nicht mehr zu großen Teilen inmitten von Brandenburger Ackerland liegt. Seitdem

wird die Hauptstadt in zwei Hälften eingeordnet, innerhalb und außerhalb des Rings. Eine große Zäsur in der Entwicklung der Ringbahn war der Zweite Weltkrieg. Die Bahnstrecke wird schwer beschädigt und in der Nachkriegszeit nicht wieder mit allen Verbindungen komplett aufgebaut. Erst 41 Jahre nach der Teilung Berlins wird der S-Bahnring 2002 wieder geschlossen. So ist die S-Bahn auf dem Ring ein Symbol des Kalten Krieges und der Vereinigung zugleich. Sven Heinemann stellt in seinem frei gehaltenen Vortrag sein neues Buch *Die Berliner Ringbahn* vor. Ort: Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte, Gäste willkommen, Eintritt frei.

Sollten aufgrund des Coronavirus weiterhin Anmeldungen erforderlich sein, bitten wir Sie, um eine Mail an Kluge@DieGeschichteBerlins.de oder Ihren Anruf bei Jörg Kluge unter der Telefonnummer 0171 3065760. Bitte entnehmen Sie aktuelle Hinweise unserer Homepage.

3 Mittwoch, 16. März 2022, 19 Uhr: „**Die Kulturgeschichte des Gartendenkmals Großer Tiergarten sowie die Sanierung und Restaurierung einer Parkanlage von nationaler Bedeutung**“, Vortrag mit Bildern von **Dr. Klaus H. von Krosigk**, Gartenhistoriker und bis zu seiner Pensionierung stellv. Landeskonservator von Berlin und Chef der Berliner Gartendenkmalpflege. Der Berliner Tiergarten ist ein hervorragendes Beispiel für die konservatorische Methodik in der Gartendenkmalpflege. Die Zeit der „schöpferischen Denkmalpflege“ haben wir längst überwunden und fühlen uns heute dem Original, dem authentisch überlieferten Gartenerbe verpflichtet. Insofern hat die Berliner Gartendenkmalpflege die noch bis in die 1970er-Jahre anhaltende permanente Neu- und Umgestaltung des Tiergartens beendet und mit Hilfe eines Parkpflegewerkes die Grundlagen für eine wissenschaftlich-konservatorisch anspruchsvolle Weiterentwicklung dieses Parkes von nationaler Bedeutung geschaffen. Ort: Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte, Gäste willkommen, Eintritt frei.

Sollten aufgrund des Coronavirus weiterhin Anmeldungen erforderlich sein, bitten wir Sie, um eine Mail an Kluge@DieGeschichteBerlins.de oder Ihren Anruf bei Jörg Kluge unter der Telefonnummer 0171 3065760. Bitte entnehmen Sie aktuelle Hinweise unserer Homepage.

Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865

www.DieGeschichteBerlins.de

Vorsitzender: Dr. Manfred Uhlitz, E-Mail: Uhlitz@DieGeschichteBerlins.de | **Pressesprecher:** Mathias C. Tank, Tank@DieGeschichteBerlins.de | **Stellv. Vorsitzende:** Professor Dr. Susanne Kähler, Kaehler@DieGeschichteBerlins.de; Dr. Wolfgang Krogel, Krogel@DieGeschichteBerlins.de | Postanschrift für alle Vorstandsmitglieder, Geschäftsstelle, **Bibliothek und Archiv:** Breite Str. 36 (Eingang Neuer Marstall, Schloßplatz 7), 10178 Berlin, Telefon (030) 902 26 449. E-Mail: Bibliothek@DieGeschichteBerlins.de | **Postadresse:** Postfach 61 01 79, 10922 Berlin. **Öffnungszeiten:** mittwochs 15–18.45 Uhr | **Schatzmeister:** Professor Dr. Wolfgang Pfaffenberger, Schatzmeister@DieGeschichteBerlins.de; Regina Preuß, Preuss@DieGeschichteBerlins.de | **Schriftführer:** Dr. Dietmar Peitsch, Peitsch@DieGeschichteBerlins.de, Claudia Melisch M.A., Melisch@DieGeschichteBerlins.de | **Internetredaktion:** Redaktion@DieGeschichteBerlins.de | **Veranstaltungen:** Jörg Kluge, Kluge@DieGeschichteBerlins.de; Dipl.-Ing. Dirk Pinnow, Pinnow@DieGeschichteBerlins.de | **Mitgliedschaft:** Neue Mitglieder sind herzlich willkommen! Jahresbeitrag Einzelperson 50 €, Familien/Partner 75 €, Studierende und Auszubildende bis zum 28. Lebensjahr 30 € und Fördermitglieder mind. 100 € inkl. Bezug Vierteljahresschriften und Jahrbuch | **Bankverbindung:** Sparkasse Berlin, IBAN DE06 1005 0000 0190 4487 76 (BIC BELADEV3333)

Die MITTEILUNGEN sind eine Beilage für die Mitglieder des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, zur vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift „Berliner Geschichte“. Der Bezug ist im Mitgliedsbeitrag enthalten. **Schriftleitung:** Dr. Manfred Uhlitz. Textbeiträge sind willkommen! Bitte an den Schriftleiter senden. Mit der Einsendung von Beiträgen erklärt sich der Autor/die Autorin mit der Veröffentlichung auch im Podcast auf der Internetseite des VfdGB einverstanden. Layout und Satz: Norman Bösch, normanboesch@hotmail.de

Alle Rechte vorbehalten.